

# **Digitales Brandenburg**

**hosted by Universitätsbibliothek Potsdam**

14. (6. ordentliche) Versammlung des XI. Vereinsjahres.

## 14. (6. ordentliche) Versammlung des XI. Vereinsjahres.

Mittwoch, den 10. Dezember 1902, abends 7 $\frac{1}{2}$  Uhr  
im Brandenburgischen Ständehause.

Vorsitzender: Herr Geheimer Regierungsrat Ernst Friedel. — Von demselben rühren die Mitteilungen zu No. I bis XXIV her.

### A. Persönliches und Geschäftliches.

I. Unser ältestes Mitglied Herr Leopold Minden ist leider am 27. November gestorben in dem gesegneten Alter von 81 Jahren. Sein Sohn Herr Dr. jur. Georg Minden, Syndikus des Berliner Pfandbriefamtes, als Volkskundiger bestens bekannt, wird an seiner Stelle in die Brandenburgia eintreten.

II. Der Nestor der deutschen Prähistoriker Medizinalrat Dr. Friedrich Wilhelm Ludwig Brückner ist am 3. d. M. in Neubrandenburg, 88 Jahre alt, verstorben. Er war der Nestor der mecklenburgischen Altertumsforscher und die eigentliche Säule des sehr ansehnlichen Museums in Neubrandenburg. Wegen der Nachbarschaft von Mecklenburg-Strelitz berührten sich seine und unsere heimatkundlichen Forschungen vielfach. Brückner begründete i. J. 1871 einen „Museums-Verein“, dessen Jahresberichte recht wertvoll für die Heimatkunde sind. Brückner nahm auch an der Entwicklung der Brandenburgia mit Interesse Anteil und hat allen Berlinern und Brandenburgern, die ihn um Rat fragten oder in Neubrandenburg aufsuchten, stets mit der grössten Liebenswürdigkeit gedient. Sein Sohn Dr. L. Brückner hat die Todesanzeige eingesendet, ich habe nicht verfehlt, unser Beileid zu bezeugen. Ehre dem Andenken des alten würdigen ächt deutschen Gelehrten.

### B. Naturgeschichtliches.

III. Die Riesen-Blöcke bei Treuenbrietzen. Unter dieser Überschrift teilt u. M. Herr Postrat Steinhardt in Treuenbrietzen folgendes mit.

Erratische Blöcke finden sich unregelmässig verstreut in verschiedenster Grösse und Gestalt und aus den verschiedensten Formationen herstammend in der engeren und weiteren Umgebung von Treuenbrietzen in reichlicher Menge vor. Wo sich in der Niederung die Wiesen hinziehen und in alten Zeiten Morast und Sumpf den Boden deckte, sind die Blöcke und Geschiebe unter Torf und Humuserde vergraben. Auf den höher gelegenen Acker- und Waldflächen sind sie in der Nähe der Wohnstätten beseitigt und haben als Material für die Fundamente und Mauern der Bauwerke oder zur Errichtung von Umgrenzungen aus — trockenem — Mauerwerk oder zur Bekleidung der Wände und Böschungen der Erdwälle gedient. — Wenn der Landmann zur Winterzeit von der Feldarbeit frei ist, geht er mit dem Sondiereisen aufs eigene oder zu dem Zweck gepachtete Feld und sucht nach Steinen unter der Erdoberfläche, die dann gesprengt und lagerrecht zurechtgehauen werden. Der Vorrat an Steinen hat dann auch im Laufe der Zeit derart abgenommen, dass man sich jetzt schon mit dem minderwertigen Material begnügt. Namentlich die Wegebauverwaltung hat bedeutende Mengen verbraucht.

Diesem Hinschwinden der vom finnländischen Schild, den Kjölen und den schwedischen Gebirgen herstammenden, vom Inlandeis über den Fläming hinweg bis nach dem Harz und Thüringer Wald verschleppten Geschiebe sind nur wenige der grösseren Blöcke entgangen, die dem Bohrer ihrer Grösse und Härte wegen zu grossen Widerstand leisteten und deren Sprengung und Aufbereitung den Aufwand an Pulver und Arbeit nicht lohnte. Aber auch die Tage dieser ehrwürdigen Zeugen der Urzeit, die den Boden schuf, auf dem wir heute leben, sind gezählt; Bohrstahl und Dynamit werden bald auch mit dem letzten der erratischen — Eiszeitschubisten\*) — aufgeräumt haben, wenn ihrer Vernichtung nicht wirksam Einhalt getan wird.

Durch ihre Grösse bemerkenswerte Blöcke finden sich in der Treuenbrietzener Umgebung nur noch auf der nördlichen flachen Absenkung des Fläming etwa auf der Linie Lindo—Lüdendorf—Neu-Rietz. Jeder führt im Volksmunde seinen Namen. Sie heissen: der Hirten-, Hasen- und Bismarckstein, die Schneidersteine, der Schäferstein und der Bischofstein.

Auch von einigen dieser Steine sind bereits grössere Stücke abgesprengt und nur der Bismarck-, Schäfer- und Bischofstein scheinen in ihrer ursprünglichen Grösse erhalten zu sein.

Die Steine liegen sämtlich abseits der Wege, zum Teil im Walde und sind ohne Führer nicht leicht aufzufinden. Für die bei Lüdendorf gelegenen übernimmt der in diesem Ort wohnende königliche Förster bereitwillig die Führung; im übrigen wird in der waldigen Gegend selten jemand anzutreffen sein, den man nach dem Wege oder nach der Lage der Steine fragen

\*) Scheffel — Gaudeamus. —

könnte, und die sich kreuzenden wenig benutzten Waldwege erschweren das Zurechtfinden. Um das Aufsuchen der Steine nach Möglichkeit zu erleichtern, sind die dahin führenden Wege nachfolgend tunlichst genau beschrieben.

### I. Der Hirtenstein.

Folgt man, von Treuenbrietzen ausgehend, der Jüterboger Chaussee, so findet man etwa 3 km von der Stadt, einen nach Süden abgehenden stark begangenen Fussweg, der gleich an der Chaussee die Eisenbahn kreuzt und in den Nadelholzwald hineinführt. Der Weg führt, nachdem er die Anhöhe erreicht, den Talhang hinab ins Frohnsdorfer Tal, durchquert einen Bestand hochstämmiger alter Eichen und den Nieplitzbach und steigt in mahlendem Sand am jenseitigen fichtenbewachsenen sanften Talhange zur



I. Der Hirtenstein bei Lüdendorf.

Höhe des Lüdendorfer Flämingplateaus empor. Dann kreuzt der Weg oben am Talrande einen wenig benutzten, an 4 bis 5 m breiten Weg, den „Weg am Lüdendorfer Stangenholz“ und wenn man diesen Weg in südöstlicher Richtung verfolgt, findet man am Rande des Weges im Jagen 78 den Hirtenstein; 32 m weiter schneidet ein Gestell den Weg im rechten Winkel. An der Kreuzung steht der Nummerstein mit den Zahlen der Jagen (68, 69 und 77, 78). Der Fichtenwald\*) ist 35—40 jähriger Bestand und gehört zum Treuenbrietzener Stadtforst. Der Hirtenstein gehört der Stadt. Er hat so weit er frei liegt 10,2 m Umfang, ist 3,2 m lang, 1,4 m hoch und 1,6 m breit, liegt ebenso wie auch die übrigen weiterhin zu erwähnenden Steine zum Teil in der Erde vergraben und trägt die deutlichen Anzeichen der Ab Sprengung in den Spuren der Bohrlöcher, in Sprengrissen und scharfen Abkantungen. Der Stein soll früher angeblich an 3 m höher gewesen und

\*) Unter „Fichte“ ist hier stets *Pinus silvestris* verstanden.

vor 20 bis 25 Jahren gesprengt worden sein. Auch soll er an der Oberfläche des abgesprengten Teils eingehauene Zeichen getragen haben.

Der dem Wege zugekehrte Fuss des Steines wird von den Wurzeln einer alten Fichte umklammert, deren Stamm sich auf halber Mannshöhe über dem Boden zum Doppelstamm geteilt hat.

Der Hirtenstein besteht aus mittelfeinkörnigem Granit von hellroter Farbe, die er dem Feldspat verdankt. Die Quarzkörner sind fast farblos, wenig graubläulich trübe durchscheinend; der schwarze Glimmer erscheint feinkörnig bis derb; Blättchen sind nicht zu erkennen, auch tritt er als Gemengteil des Gesteins nur in Spuren auf. Die Korngrösse des Feldspats und Quarzes liegt zwischen 4 und 7 mm.



II. Der Hasenstein bei Lüdendorf.

## II. Der Hasenstein.

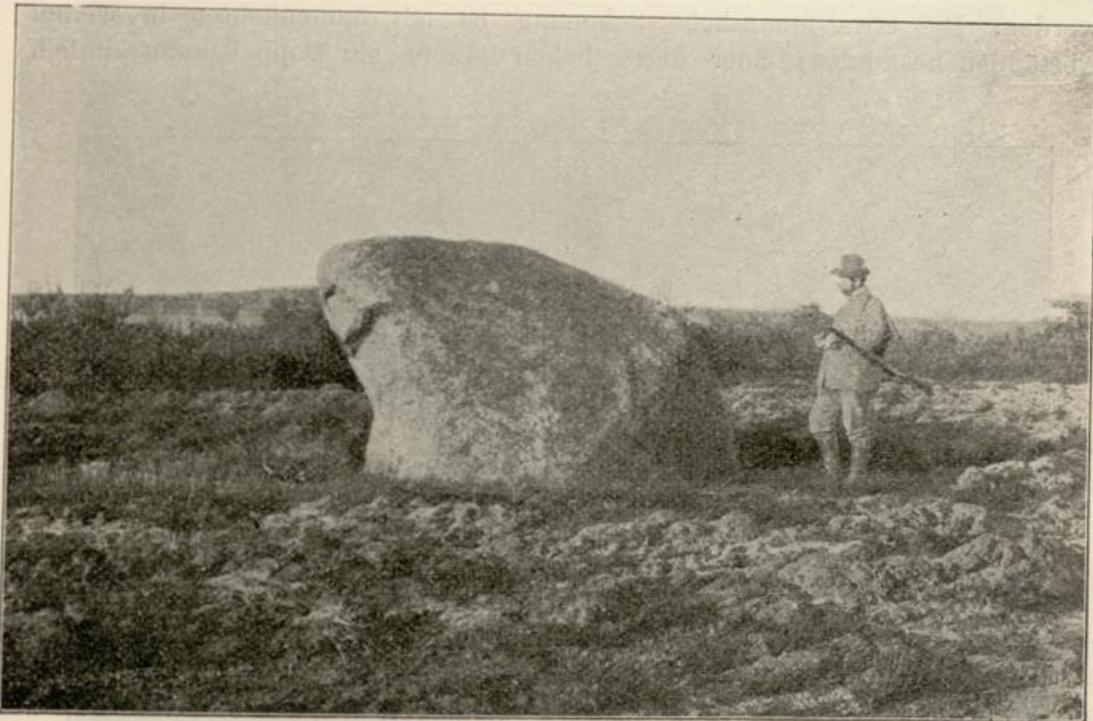
An diesem Stein schoss der Grossvater des früheren Besitzers von Lüdendorf,\*) Herr von Buchholz, seinen ersten Hasen. Daher der Name, unter dem der Stein in der Gegend bekannt ist. Die Örtlichkeit, wo er liegt, heisst „die Kanzel“. Der Stein liegt 40 m von dem mit Fuhrwerk befahrbaren Grenzstreifen zwischen fiskalischem und Bauernland, in einer dichten, etwa 10jährigen Fichtenschonung gegenüber Jagen 138.

Um den Stein aufzufinden, muss man auf dem Grenzstreifen zunächst das Grenzzeichen V, einen vierkantig behauenen 70 cm hohen weissen Grenzstein aufsuchen, dann auf dem Grenzstreifen 25 m nach Westen abmessen und an dem so gewonnenen Punkte rechtwinklig nordwärts in die Schonung

\*) Das Gut Lüdendorf ist im Jahre 1899 in forstfiskalischen Besitz übergegangen.

hineingehen. 40 m vom Streifen entfernt liegt der Stein, ein Granitblock von 3,35 m Länge, 2,5 m Breite, 0,88 Höhe über der Erde und 9 m Umfang an der Erdoberfläche. Der Block liegt tief in der Erde und besteht aus grobkörnigem, gelbrötlichem, feldspathreichem Granit mit bis zu 2 cm grossen Krystallflächen eines schmutzig gelbroten Feldspats. Der grünschwarze, feinblättrige bis derbe Glimmer bildet fast  $\frac{1}{3}$  der Masse; der Quarz tritt als Gemengteil derart zurück, dass er kaum bemerkbar ist.

Der Block zeigt die Spuren der Abspaltung. Besitzer des Steines und Geländes ist der Kossäth Dannenberg in Lüdendorf.



III. Der Bismarck-Stein bei Lüdendorf.

### III. Der Bismarckstein.

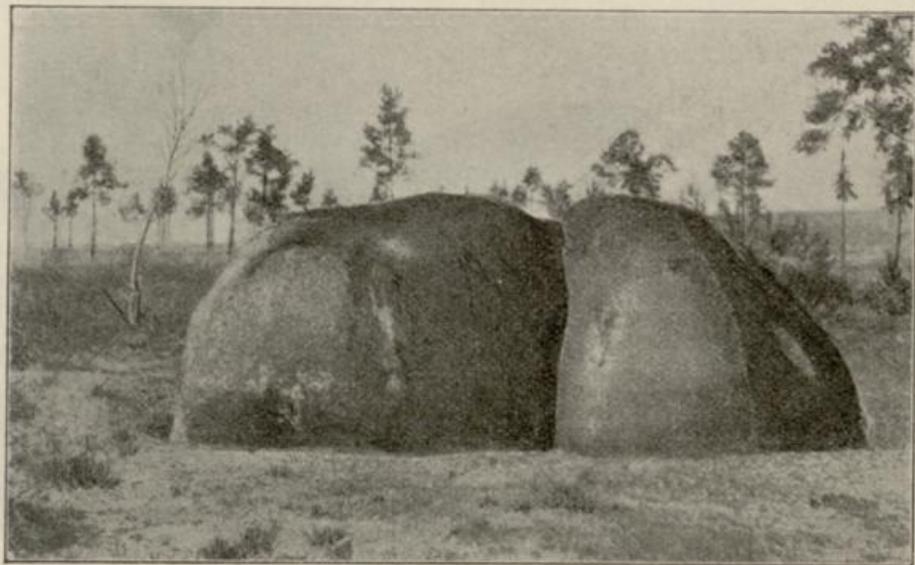
Der bisher namenlose Bismarckstein wurde vom Regierungs- und Forst-rath Godbersen in Potsdam so getauft, als das Gut Lüdendorf vom Forst-fiskus angekauft wurde. Der Stein liegt auf einer sanft geböschten Anhöhe mit weitem freien Ausblick, in einer zweijährigen Fichtenschonung im Jagd 170 des Lüdendorfer Reviers westlich der alten Strasse von Treuenbrietzen nach Feldheim, 25 m von der Strasse entfernt. Eine hohe alte Birke in der Nähe lenkt den Blick auf den weithin sichtbaren Stein. Nach einer Mitteilung des Königlichen Försters soll der Steinblock durch Ab-grabung freigelegt und mit Laubholzanlagen umgeben werden. Für den Zugang wird man einen Kiesweg und als Ruheplatz eine Rasenbank anlegen.

Der Granitblock hat 8,25 m im Umfang, ist 3,2 m lang, 2,2 m breit und 1,7 m hoch. Er besteht fast ganz aus einer dunkeln strukturlosen rötlichbraunen Grundmasse von derbem Feldspat mit eingesprengten

2 bis 4 mm grossen hellfleischfarbigen Feldspatkrystallen, schwarzen sehr kleinen Glimmerschüppchen und Spuren dunkleren Quarzes. Seiner Zusammensetzung entsprechend ist der Stein von lockerem Gefüge, fast bröcklig.

#### IV. Die Schneidersteine (Schwedensteine).

Der Nummerstein 43,2 der Potsdam-Wittenberger Chaussee ist der Ausgangspunkt für das Auffinden der Schneidersteine und des unter V aufgeführten Schäfersteins. Bei 43,21 führt ein in der dichten Schonung neben der Chaussee fast versteckter Fusssteig in westlicher Richtung nach den etwa 80 m entfernten Blöcken, die auch "Schwedensteine" genannt werden. Die etwa mannshohe Schonung ist mit Samenfichten in weiten Abständen bestanden; einer dieser hohen Bäume, ein Doppelstamm ähnlich



IV. 1 u. 2. Die Schneidersteine bei Luthersbrunnen.

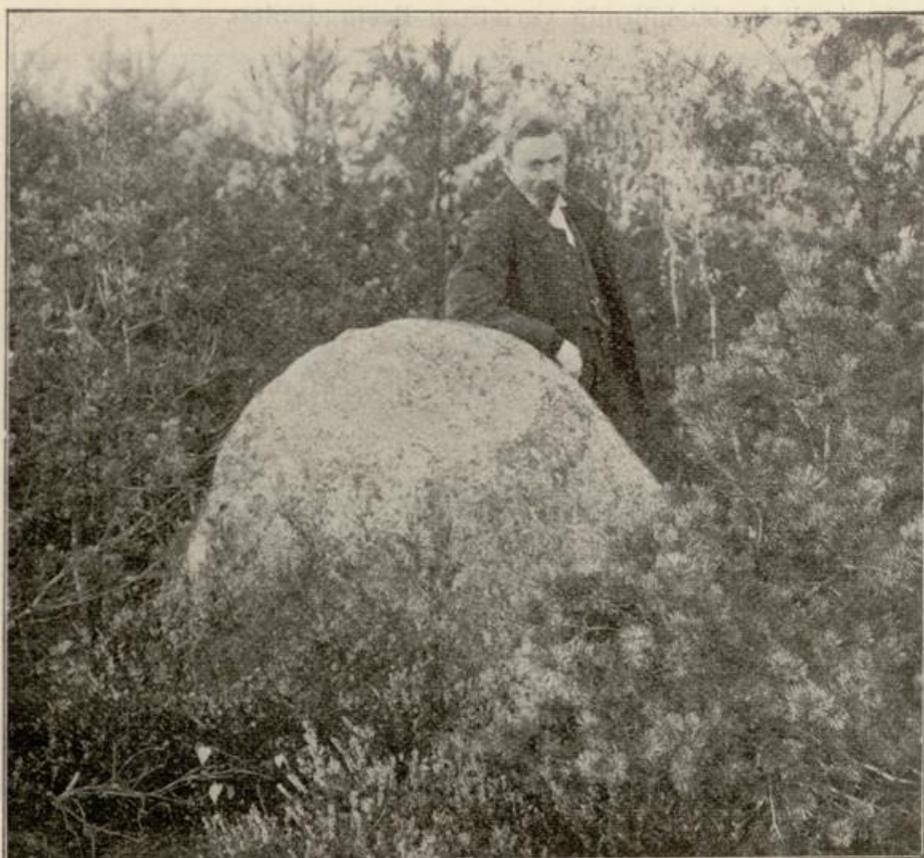
dem neben dem Hirtenstein (I) stehenden kennzeichnet den Ort der Blöcke. Nicht weit von den beiden, der Lage nach zusammengehörenden Steinen liegt ein dritter kleinerer; alle drei auf der Kuppe einer sanft geböschten Anhöhe mit weiter Fernsicht nach Norden soweit das Buschwerk den Ausblick gestattet. Diese Anhöhe wird auch der Falkenberg und der dritte kleinere Stein der „Riesenstein“ genannt.

Die Steine No. 1 u. 2 sind durch einen 30 cm weiten Spalt von einander getrennt, so dass es scheint, als ob sie ursprünglich zusammengehangen hätten. Doch müsste die Trennung vor sehr langer Zeit stattgefunden haben, da die Kanten abgerundet und die Flächen verwittert sind. Der Beschaffenheit des Materials nach sind die Blöcke verschiedener Herkunft, indessen könnten die Unterschiede aus der Nichtthomogenität des Materials der Blöcke erklärt werden.

Der kleinere Stein No. 3 liegt ziemlich versteckt. Um ihn zu finden, sucht man die über den Doppelstamm und die Zwillingsteine 1 und 2 senkrecht auf die Chaussee zielende Linie, bewegt sich auf dieser 30 m nach Westen und dann rechtwinklig 8 m nach Süden.

Die Abmessungen der Blöcke sind folgende:

No. 1.	Umfang	8,1 m,	Länge	3,5 m,	Breite	1,7 m,	Höhe	1,5 m,
„ 2.	„	9,75 „	„	4,1 „	„	1,5 „	„	1,4 „
„ 3.	„	4,1 „	„	1,8 „	„	1,1 „	„	1,2 „



IV. 3. Der Riesenstein auf dem Falkenberg.

Die Steine liegen auf Rietzer Gutsgelände; Besitzer ist Herr von Buchholz auf Rietz.

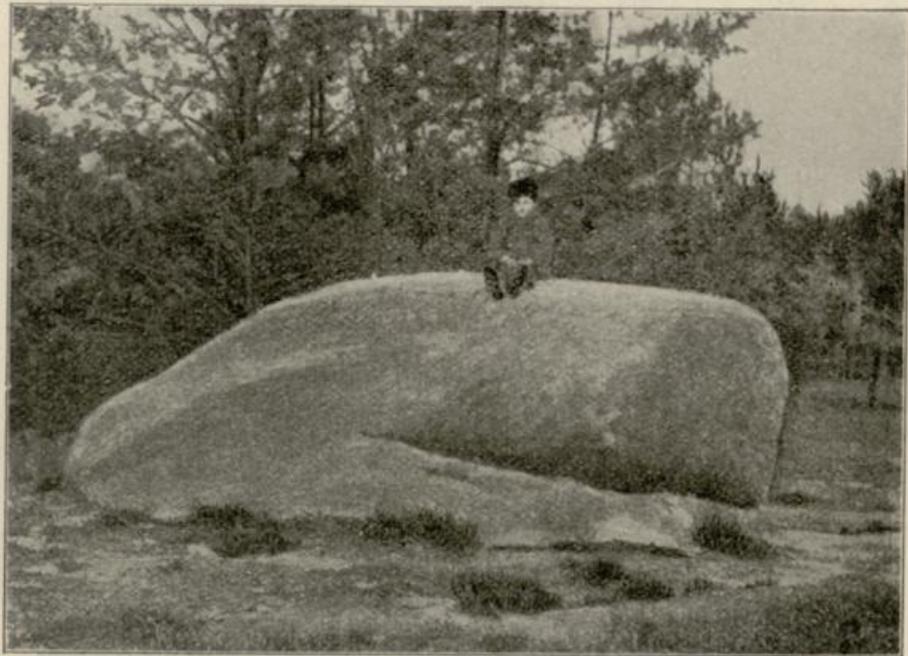
Das Material des Steins No. 1 (des dem Doppelstamm zunächst liegenden) ist ein feinkörniger grauer Granit, anscheinend mit eingesprengtem, schwarzgrünem, unedlem Turmalin (Schörl); das von Stein No. 2 ein feinkörniger Granit gleicher Zusammensetzung, jedoch etwas ins bräunliche spielender Färbung, die aber auch der Verwitterungskruste eigentümlich sein könnte. (Die Untersuchung musste sich auf die äussere Kruste beschränken.) Stein No. 3 ist ein mittelfeinkörniger, blass fleischfarbiger Granit mit Glimmerstreifen und kleinen lichtbläulichen Quarzkörnern.

## V. Der Schäferstein.

Vom Nummerstein 43,2 aus kann man den Schäferstein östlich der Chaussee in etwa 300 m Entfernung über eine abgeholzte Fläche hinweg am Rande des Fichtenwaldes am sanft ansteigenden Hügelhang liegen sehen. Bei 43,05 etwa geht ein Waldweg von der Chaussee ab, der am Waldrande entlang nach dem Stein hinführt.

Auch dieser Block liegt auf Rietzer Gutsgelände. Seine Abmessungen sind: Umfang 12,3 m, Länge 4,2 m, Breite 3,9 m, Höhe 2,0 m, aber der untere Teil liegt noch tief in der Erde.

Der Stein ist ein durch Feldspat gelblich fleischfarben getönter Granit mit ziemlich gleichförmig verteilten Bestandteilen.

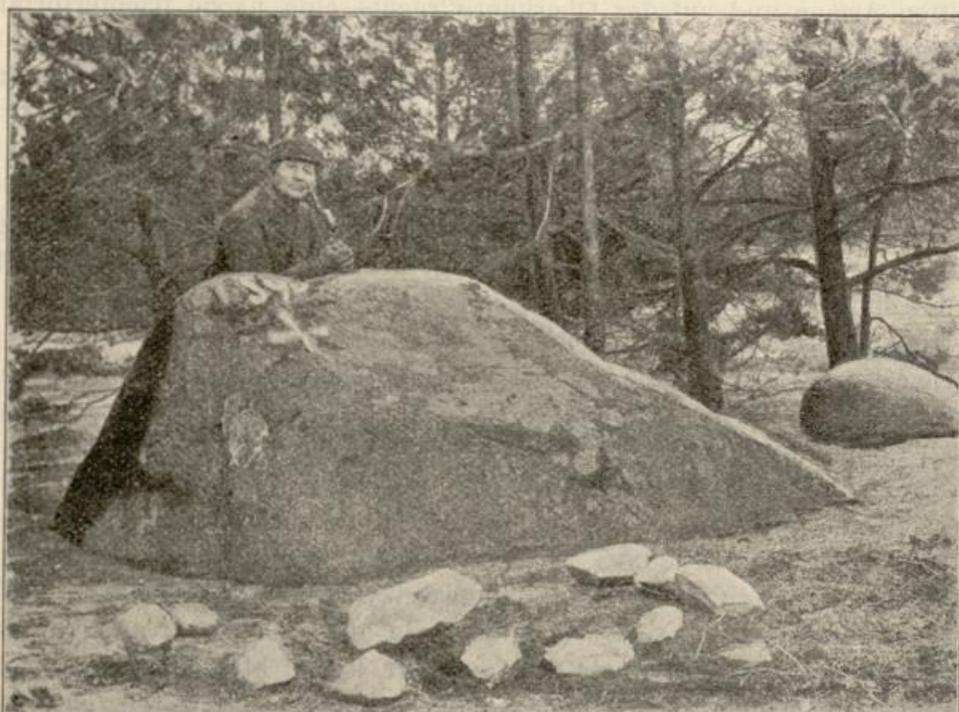


V. Der Schäferstein bei Luthersbrunnen.

## VI. Der Bischofstein.

Schwieriger als die übrigen Blöcke ist der Bischofstein [aufzufinden. Er liegt östlich der auf der Generalstabkarte als „Oken“ bezeichneten 1 km südöstlich von Neu-Rietz gelegenen, von der Dorf Rietz-Hohen-Werbiger Strasse durchschnittenen Örtlichkeit, die sich durch eine Anzahl kleiner, an Hünengräber erinnernder Sandhügel und einen ungemein üppigen Ginsterbestand auszeichnet. Östlich der Oken dehnt sich ein ödes Gelände in sanft gestreckten Wellenzügen feinkiesigen Bodens hin, auf dem eine Menge Steinblöcke bis zu 70 und 80 cm Dicke unregelmässig umhergestreut liegen. Die Entlegenheit des nur auf schlechten Sandwegen erreichbaren Platzes hat die Abfuhr und Verwertung der Steine erschwert und die Unfruchtbarkeit der Gelände in ursprünglichem Zustande erhalten. Man

kann wohl annehmen, dass in der Vorzeit die Erdoberfläche weit und breit in ähnlicher Weise mit Steinen bedeckt war und dass, um ein Stück Land, wo Freilager oder Hütten aufgeschlagen werden sollten, von den Steinen zu säubern, über die man nicht stolpern wollte, diese auf kürzestem Wege zur Seite geschleppt und gerollt wurden. Der kürzeste Weg nach allen möglichen Richtungen aber ist der Radius, und so mögen ganz ungezwungen aus dem primitivsten Bedürfnis der Abräumung heraus Steinkreise entstanden sein. Übrigens kann man mit Findigkeit und gutem Willen aus der unregelmässigen Verstreung der Steine auch jetzt noch Steinkreise verschiedener Anordnung erkennen. Bemerkenswert ist auch die geognostische Mannig-



VI. Der Bischofstein bei Rietz.

faltigkeit des Steinmaterials, unter dem Gneiss, Granit, Urschiefer, Sand- und Kalksteine der älteren Formationen und der überall gegenwärtige Feuerstein mit Koralleneinschlüssen aus der Kreideperiode vorkommt. Der grösste unter den Blöcken ist der Bischofstein. Er liegt unmittelbar neben einem Holzwege, der (auf Umwegen von Neu-Rietz nach Pflügkuff führt (gesprochen Pflückoff) und ist ohne kundigen Führer kaum aufzufinden. Doch sei der Versuch gewagt den Weg dahin zu beschreiben.

Von dem Punkt ausgehend, wo (1,5 km vom westlichen Ausgang des Dorfes Rietz) der Weg nach Hohen-Werbig von dem Lehmwege Dorf Rietz — Neu-Rietz abgeht, — der Punkt ist durch einen Wegweiser „nach Hohen-Werbig“ bezeichnet — also von diesem Punkte ausgehend folgt man dem sandigen Fahrwege nach Hohen-Werbig 1 km weit über den rechtwinklig-kreuzenden Fahrweg, der von Neu-Rietz quer über die Witten-

berger Chaussee nach Lüdendorf führt, hinaus noch 200 m weiter bis an einen zweiten rechtwinklig kreuzenden Weg, in den man nach Osten einzu-biegen hat. Etwa 350 m weiter liegt der Bischofstein am Rande des den Weg an der Südseite begleitenden Fichtenwaldes.

Nördlich des Weges erstreckt sich das vorbeschriebene steinige, mit spärlichen Samenfichten bestandene Gelände.

Auch der Bischofstein liegt auf Rietzer Gutsland.

Die Abmessungen sind: Umfang 8,55 m, Länge 3,1 m, Breite 2,1 m und Höhe 1,12 m über dem Erdboden.

Der Stein trägt auf der südlichen Breitfläche links oben die Jahreszahl 1590, darunter ein schlichtes Linienkreuz, rechts oben ein Kreuz mit geschweiften Armen und auf der Oberkante rechts eine flache trichterförmige Aushöhlung (Opfernäpfchen?) Auf der nördlichen Breitseite links oben ist das Bild eines Kelches, daneben ein Johanniter-Kreuz (mit geschweiften Armen) und rechts oben ein Linienkreuz flach eingehauen.

Neben dem Bischofstein liegt ein kleinerer nur 1,8 m langer, 1,4 m breiter und 0,5 m hoher Block auf 1 m Abstand.

Das Material des Bischofsteins ist ein feldspatreicher, fleischfarbiger Granit mit wenig schwach bläulich gefärbtem Quarz und dunklen Glimmerschüppchen.

Über die Herkunft der Zeichen behalte ich näheres vor.

Den Bischofstein habe ich, E. Friedel, 1875 am 16. August von Niemeck aus besucht und ihn in der Zeitschrift „Der Bär“ Jahrg. III. S. 213 von 2 Seiten abgebildet und beschrieben. Auf dem Stein befinden sich ausser der Jahreszahl 1590, den beiden Kreuzen und dem Abendmahlskelch oben mehrere flache Näpfchen etwa von der Grösse eines Fünfmärkstücks eingerieben. Mehrere dieser aus heidnischer Zeit stammenden Näpfchen sind verwittert und zeigten sich bemoost, dagegen war ein Näpfchen rechts über dem Johanniterkreuz innen frisch glatt, wie auspoliert, und offenbar noch im Gebrauch. Ich sagte damals S. 212: „Wir haben hier einen heidnischen Opferstein mit seinen Weih- und Zaubernäpfchen, der durch christliche Symbole von seinen heidnischen und teuflischen Beziehungen gereinigt, von neuem geweiht, und so in unsern christlichen Volksglauben übernommen worden ist“. Dies Urteil halte ich jetzt nach 27 Jahren noch für richtig. Nach einer mir an Ort und Stelle gewordenen Mitteilung legt man kleine Münzen, ähnlich wie der Schäfer in dem Näpfchen des sogen. Semnonensteins im Blumenthalschen Wald bei Straussberg, Kreis Ober-Barnim, alltäglich einen Pfennig fand, bis er durch Ausplaudern den wohl-tätigen Zauber vernichtete, und ähnlich wie das bei Stubbenkammer auf Rügen belegene offene Hünengrab „der Pfennigkasten“ heisst, weil man dort Pfennige in Näpfchen fand und opferte. Herr Rittergutsbesitzer Hugo von Buchholz, auf dessen Feldmark Rietz der Bischofstein liegt, berichtete, die Husiten (Calixtiner) hätten am Bischofstein Feldgottesdienst gehalten und den husitischen Kelch (Calix) eingemeisselt. Auch von den Schweden wäre hier Feldgottesdienst abgehalten. Am 3. August 1876 teilte mir Herr von Buchholz mit: „Ein Bischof von Magdeburg, der zugleich Bischof von Mainz war, soll in dieser Gegend eine Affaire (wahrscheinlich

gegen die Wenden) gehabt haben. Vor der Affaire soll dieser Bischof seinem Armee-Korps an diesem Steine das heilige Abendmahl gegeben haben. — In alten Akten habe ich gelesen, dass unweit des Steines daselbst Spiesse, Armbrüste, Schwerter und Menschenknochen gefunden worden sind. Aus meiner Kindheit weiss ich mich noch zu erinnern, dass meinem seligen Vater ein grosser eiserner verrosteter Schlüssel von ungefähr ein, ich möchte bald sagen, ein und einhalb Fuss Länge aus dieser Gegend gebracht wurde; wo der Schlüssel hingekommen ist, kann ich nicht angeben. Auch habe ich in einem alten Schriftstücke gefunden, „dass ein Bischof, welcher nicht weiter konnte, gestorben und unter diesem Stein begraben sein soll.“ — E. Friedel: Der Bischofstein und das Urnenfeld bei Niemeck. Bär. III. S. 211—235 und 221 und 222. 1590 sind kurhessische und kursächsische Truppen bei Niemeck zu einem Hilfsheer vereinigt, um die protestantischen Franzosen — Heinrich III. war durch den Fanatiker Jaques Clémens 1589 ermordet worden — zu unterstützen. Möglich, dass damals am Bischofstein Feldgottesdienst gehalten und der alte heidnische Opferstein durch Einmeisseln von Kreuz und Kelch zum Altar geweiht worden ist. Übrigens scheint uns das schlichte Kreuz älter, das Johanniterkreuz und der Kelch jünger zu sein.

Unserm verehrten Mitgliede Herrn Steinhardt danke ich verbindlichst für die grosse Mühe, die er sich mit der Aufnahme und Beschreibung der 6 grossen Geschiebeblöcke in der Umgegend von Treuenbrietzen gegeben. Möchte dieses Beispiel doch zur Beschreibung und Aufzeichnung aller übrigen ähnlichen Blöcke unserer Heimat als der augenfälligsten Zeichen der Vereisung und Vergletscherung recht bald führen. Ich gestatte mir, dazu hiermit aufzufordern, das Märkische Museum wird die diesbezüglichen Berichte gern sammeln und veröffentlichen.

Für das Archiv des Märkischen Museums hat Herr Steinhardt noch Skizzen der örtlichen Lage der Riesensteine gegeben. Diese Aufzeichnungen werden im Faszikel „Geologie“ verwahrt.

Vorstehend gebe ich die Abbildungen der Steine nach Photographien wieder, welche u. M. Herr Dr. Reichhelm in Treuenbrietzen aufgenommen und freundlichst zur Verfügung gestellt hat.

Herr Dr. Reichhelm hat diese grösseren Photographien auf einer einzigen Ansichtspostkarte, die ich Ihnen — vergl. S. 278 — am 24. September v. J. vorlegte, selbstredend in sehr verkleinertem Massstab vereinigt.

Herr Steinhardt hat ferner Handstücke von allen diesen Steinen dem Märkischen Museum verehrt (vergl. Katalog A. I. Nr. 7141—8) und dieselben von einem Fachmann untersuchen lassen. Derselbe urteilt, dass sie wahrscheinlich schwedischen Ursprungs seien. Die sämtlichen Proben ergaben Granit, der zwar nach dem Mischungsverhältnis der Bestandteile: Feldspat (Orthoclas), Quarz und Glimmer etwas verschieden

ist, aber sehr wohl aus Einem Gebiet stammen kann. I. Hirtenstein: Verwitterungswände mit viel Glimmer. — II. Hasenstein: feldspatreich. — III. Bismarckstein: mehr Quarz. — IV. Schneidersteine: Nr. 2 ganz überwiegend Feldspat. Nr. 1 dagegen glimmerreich. Nr. 3 desgleichen. — V. Schäferstein: normaler Granit. — VI. Bischofstein: mit V. ganz gleichartig.

IV. Die Endmoräne und die Riesenblöcke bei Poratz Kreis Templin.

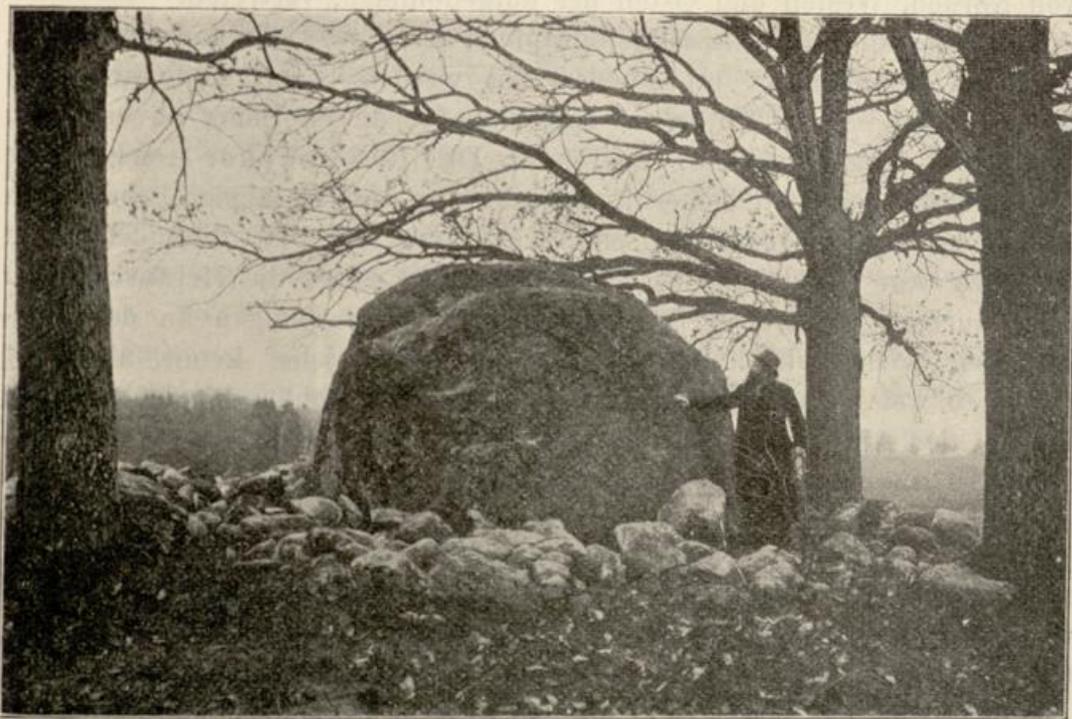
Vor einiger Zeit baten mich Mitglieder der Städtischen Park- und Garten-Deputation zu Berlin, deren Vorsitzender ich Jahre hindurch gewesen, ihnen einen grossen Findlingsblock nachzuweisen, der als ein Denkstein für das langjährige Deputationsmitglied, den hochverdienten ehemaligen Stadtverordneten - Vorsteher Heinrich Kochhann im Treptower Park aufgestellt werden könnte. Nun hatte mir — Gesetz der Duplizität der Fälle — gerade Tags zuvor u. M. Herr Arthur Grunow, von dergl. Steinen, die zu einer Endmoräne im steinreichen Templiner Kreise gehören, erzählt. Flugs wandte ich mich an Herrn Grunow und dieser ging alsbald mit Mitgliedern der Parkdeputation in der Umgegend des Dorfes Poratz, Kreis Templin, erfolgreich auf die Suche. Herr Grunow überreicht uns nun 4 schöne photographische, mit Nr. 1 bis 4 bezeichnete Aufnahmen von Poratzer Riesenblöcken mit folgender Mitteilung.

Auf dem Wege von Ringenwalde nach Poratz links, 150 m nach der Kreuzung mit dem Wege nach Neu-Tremmen, befinden sich diese diluvialen Findlinge in überaus stattlicher Anzahl. Der grösste Teil derselben besteht aus bräunlichrotem Granit, ein geringerer Teil aus grauem Granit. Genaue Angaben über die Anzahl sind nicht möglich. Die Steine liegen nämlich zum Teil im Walde, vielfach dem Auge nicht sichtbar, ferner auf den Feldern, teilweise frei, teilweise in der Erde, auf den Wiesen, Hunderte an den Wegen vom Felde, um dieses zu klären, hingebracht. Die Grösse schwankt zwischen 0,5 bis 3 cbm. Viele sind, deren Grösse nicht bestimmbar ist, da der Erdboden einen Teil des Steins verdeckt. Einen Stein (Photographie Nr. 1 und 4) habe ich besonders photographieren lassen. Nach unten ist die Grösse noch nicht festgestellt; er liegt auf einer kleinen Anhöhe, von drei Eichen umgeben und wird in der Gegend von der Bevölkerung „Der Opferstein“ genannt. Die daneben stehenden Eichen haben ein Alter von etwa 150 Jahren.

Auf der Photographie Nr. 4 tritt, wie Sie sehen, die eigentümliche Lage, die demselben Stein allerdings eine besondere Weihe giebt, noch markanter hervor.

Der für das Kochhann-Denkmal ausgesuchte Stein befindet sich auf dem Bilde Nr. 2 bei dem einzelnen Baum, gleich links von ihm. Die natürlich glatte Fläche ist deutlich sichtbar, dieser Stein ist wohl

von Menschenhand hierher geschafft. Die Gutsverwaltung schenkt in nobler Weise diesen etwa 1,5 m langen Stein und zwei daneben liegende kleinere für das Denkmal Kochhanns. Der Transport unterbleibt bis der Frost die Fortschaffung auf den ausgefahrenen Wegen erleichtert. Im Hintergrunde der Photographie erscheint die Allee nach Neu-Tremmen. Die mit Nr. 3 bezeichnete Photographie zeigt ein Stück des Weges nach Poratz. Der zweite starke Baum ist der einzelne grosse Baum des vorigen Bildes (Photographie Nr. 2). Die Grösse des abgebildeten Opfersteins ist aus der Gestalt des Herrn Grunow, der auf denselben die rechte Hand legt, ersichtlich. (Siehe hierunter.)



Wir sprechen Herrn Grunow für seine opferwilligen, unermüdlichen und uneigennütigen Bemühungen einen wohlverdienten Dank aus.

IVa. Der Kochhann-Stein im Plänterwald bei Treptow. Vor Abschluss dieses Protokolls geht mir noch die Nachricht zu, dass man den Poratzer Stein als Erinnerungszeichen für den „alten Kochhann“ aufgegeben, weil sich inzwischen ein ansehnlicher Block in Berlin selbst gefunden hat und zwar in 2 m Tiefe bei Gelände-Abschachtungen im oberen Diluvialmergel in der Nähe des Friedrichshains. Nach Mitteilung des städtischen Obergärtners Abraham handelt es sich um einen etwa 15 Zentner schweren roten Granitblock, 1,60 m lang, 0,90 m breit und 0,50 m tief. Derselbe wird an einen zu Ehren Kochhanns bereits

vor Jahren gepflanzten Eichbaum angelehnt, und wird in den Stein, mit Zustimmung des Magistrats von Berlin, lediglich die Bezeichnung Kochhann-Eiche eingemeißelt werden. Die Ehrung besteht also hier mehr in dem Baum und der Denkstein dient nur zur Kennzeichnung des Gedächtnisbaumes.

V. Der Steinkessel im Park von Babelsberg, von welchem ich Ihnen schon in einer der letzten Sitzungen Abbildungen vorlegte, die ich der Güte unserer Potsdamer Mitglieder Referendar Backschat und Dr. med. Netto verdanke, nachdem ich zuvor auf einer Pflugschaftsfahrt des Märkischen Museums das merkwürdige Gebilde am 3. August d. J. gewissermassen entdeckt, ist heute in 3 neuen kleinen Photographien, von Norden, Westen und Osten her aufgenommen, vertreten.

Leider sind alle diese Photographien noch zu klein und undeutlich, um im „Monatsblatt“ reproduziert zu werden, doch hoffe ich eine grössere und bessere Aufnahme späterhin für diesen Behuf zu erhalten.

Herr Kammergerichts-Referendar Dr. Rademacher reicht diese 3 Aufnahmen ein und bemerkt, dass der fast achtzigjährige, aber noch rüstige und geistesfrische Aufseher Kraft, der seit 1840 ununterbrochen im Park von Babelsberg beschäftigt ist und selbst die Heranschaffung aller übrigen erratischen Blöcke, insbesondere derjenigen an dem südöstlichen Teiche geleitet hat, den Steinkessel von jeher kennt, aber nur zu sagen weiss, dass der Stein, dessen Gestalt nicht verändert worden ist, bei der Anlegung des oberen Teiches durch den Fürsten Pückler-Muskau an seine jetzige Stelle geschafft wurde, zuvor aber am Fusse des Berges, nahe der Havel, bei dem Stallgebäude unweit der Berlinischen Gerichtslaube, gelegen hatte.

Am 3. August 1902 fand ich die Maasse des Kesselsteins mit Hilfe der Herren Dr. Albrecht, Otto Mielke, H. Maurer und O. Monke wie folgt. Der kesselförmig, kreisrund ausgearbeitete graue Granitblock misst im grössten Umfang aussen 3,30 m, der grösste Randdurchmesser beträgt 90 cm. Auf den grössten lichten Randdurchmesser (also nach Abzug der Dicke der Wandung des Steins) entfallen 75 cm, auf die grösste Tiefe des Kessels 28 cm. Auffällig erscheint ein rundlicher Ausschnitt am Rande des Steinkessels in dessen höher belegenem Teil. Der Stein ist nämlich etwas schräg an einen Eichstamm gelehnt, auf einer kleinen Insel links des Weges von Schloss Babelsberg nach der von Baurat Ernst Cantian aus einem der mehreren grossen Splitter des Grossen Markgrafensteins in den Bergen bei Rauen unweit Fürstenwalde a. Spree (vgl. heutige Nr. VII) gefertigten Siegestsäule. Die Bestimmung des Steins ist unsicher. Da Menschen schweigen, muss der Stein selbst reden. Es ist ein Findlingsblock der Eiszeit wie unzählige andere in den baltischen Ebenen. Zweifellos rührt die kesselartige Aushöhlung von Menschenhand her. Ist der Stein vorgeschichtlich, dann hätte man

ihm in der schrägen Aufstellung die richtige Lage gegeben, wofern der Ausguss (?) nach vorn gerichtet wäre. Denn die vorwendischen Mahltröge für Zerquetschen von Korn und dergl. sind stets etwas schräg gerichtet, damit die mit dem schweren Mahlstein davor beschäftigte Frau besser hantieren kann. Diese Mahltröge sind aber fast ausnahmslos an der geneigten Seite — aus dem eben beregten Grunde — abgeschlagen und heissen dann im Volksmunde Hünenhacken, vgl. Beschreibung und Abbildung „Brandenburgia“ VI. S. 383 in meinem Vortrag über „Brot, Butter und Käse“ vom 5. Januar 1898. Aber der Steinkessel ist kreisrund, der Mahltrog dagegen eirund. Ganz erhaltene Tröge (ohne Abhackung einer Seite) sind selten, aber doch hie und da vorhanden z. B. aufgestellt bei der Waldhalle nahe Sassnitz auf Rügen und im Park des Fürsten von Putbus zu Putbus. Auch ist die Tiefe, 28 cm, für den tiefsten Punkt des Kessels ungewöhnlich gross. — Als Traufstein ist der Stein ebenfalls ungewöhnlich tief, obwohl der mehrerwähnte Randausschnitt zum bequemeren Überlaufen des Kessels geeignet erscheinen könnte. Auch fehlt jede Beziehung zu Baulichkeiten, die mit einem solchen unnötiger Weise tief ausgemeisselten Traufstein in Verbindung gebracht werden könnten. — Es giebt des Weitern auch primitive Taufsteine in Steinkesselform aus der ersten Zeit des Christentums, indessen ist dasselbe ja erst verhältnismässig spät (12. Jahrh.) in unsere Gegend gelangt, als die Steinmetzkunst über die Anfertigung so roher kesselartiger Taufsteine wohl schon hinweg war. Ferner ermangelt auch hier wieder jegliche Verbindung mit einer Kirche oder Kapelle.

Will man an der Prähistorie des Steins festhalten und auf gewöhnlichen Wirtschaftsgebrauch verzichten, so gelangt man schliesslich zu einem vielleicht germanischen Opferstein, wozu die hohe Lage der ursprünglichen Situation des Steins und die Nähe fliessenden Wassers einigermassen passt.

Mehr vermag ich aus dem immerhin recht interessanten Stein, dessen Erhaltung wir zunächst, wie es scheint, dem so überaus naturfreundlichen Gartenkünstler Fürst Pückler-Muskau verdanken, zur Zeit nicht herauszudeuteln.

Es wäre mir sehr erwünscht, sei es Bestätigungen des Vorhergesagten, sei es anderweitige Erklärungen, gleichviel von welcher Seite, zu erfahren und erlaube ich mir dieserhalb eine freundliche Bitte hiermit auszusprechen.

VI. Der Brade-Stein in Schönholz. U. M. Herr Gustav Lackowitz jun. machte jüngst auf einen aufrechten Stein aufmerksam, der in der letzter jetzt mit Abholzung bedrohten Heide von Schönholz, Kreis Nieder-Barnim, in dem schmalen Waldstrich links dem Gelände des Parks der Berliner Schützengilde und den Jawerschen Baumschulen

steht. Der Stein hat auf der Vorderseite oben ein turnerisches Kreuz gebildet aus den bekannten vier F (für frisch, fromm, frei, fröhlich). Darunter stehen die Buchstaben M B und unter diesen die Jahreszahl 1883.

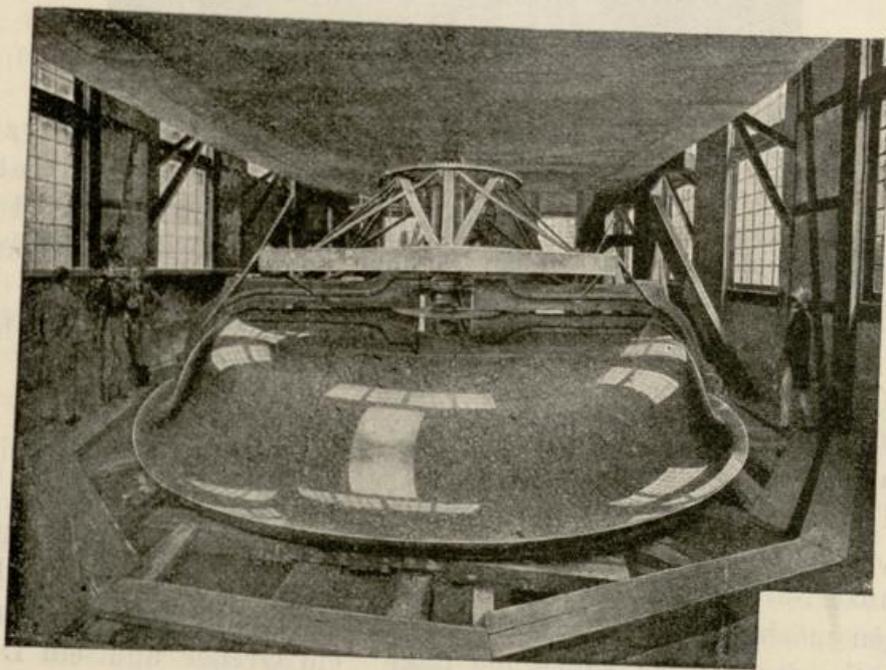
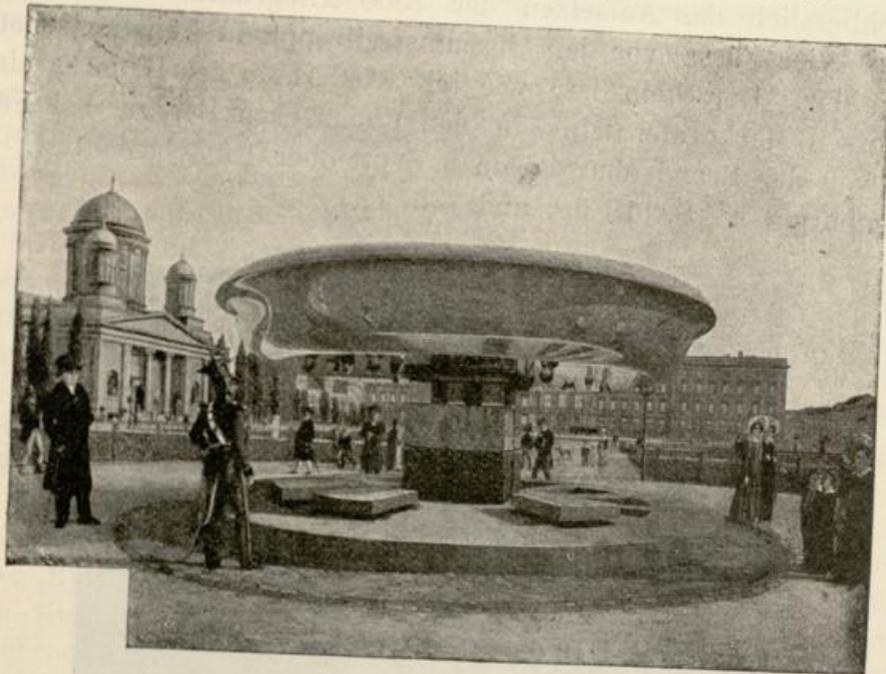
Da ich Herrn G. Lackowitz den Ursprung dieses Denksteins nicht erklären konnte, ersuchte ich mit Hülfe eines Berichterstatters in den Zeitungen um Auskunft. Herr Telegraphen-Direktor Max Fischer schreibt nun aus Plauen i. Vgtl. unter dem 27. v. M. folgendes: „Der in vorstehender Notiz erwähnte Denkstein ist gesetzt worden von Berliner Turnern, zum Andenken an einen lieben Freund und Turngenossen, den im Februar 1883, 23 Jahre alt, an Blinddarmentzündung verstorbenen Kammergerichts-Referendar Max Brade. Der Verstorbene war der Bruder meiner Frau, wie ich nur zur Bekräftigung der Richtigkeit meiner Aussage bemerke.“

Es ist erfreulich zu sehen, wie schnell hier lediglich durch Einfluss der Tagespresse eine Aufklärung erfolgt ist.

VII. Der Riesenstein von Born bei Letzlingen, Kreis Gardelagen. Im Jahre 1897 fand in der Nähe dieses Steines am ersten Hofjagdtage das zweite Hirschtreiben statt. Nachdem die Jagd abgeblasen war und die Jagdgäste des Kaisers ihre Standplätze verlassen hatten, trafen Kuriere vom Jagdschloss Letzlingen mit Depeschen an den Kaiser ein; andere hasteten wieder mit Nachrichten dorthin zurück. Der Kaiser schien etwas erregt und wandelte auf und nieder. Alles war gespannt; auch für den Uneingeweihten war es klar ersichtlich, dass es sich um etwas Wichtiges handeln musste. Als Prinz Heinrich hinzutrat, empfing ihn der Kaiser, ernannte ihn nach einigen einleitenden Worten zum Chef des ostasiatischen Expeditionsgeschwaders und beförderte ihn zum Admiral. Dann wies er auf die Stelle hin, an der sein Bruder ihm gegenüber stand, und sagte: „Diese Stelle wird gekennzeichnet.“ Von ihm selbst wurde ein mächtiger Granitblock, ein Findling, wie man solche häufig in der Letzlinger Heide antreffen kann, zum Denkmal ausesehen. Der Stein ist etwa  $1\frac{1}{4}$  Meter breit und ragt ziemlich  $1\frac{1}{2}$  Meter aus dem Erdboden hervor. Auf der Vorderseite dieses eigenartigen Monumentes wurde eine goldbronzierte Inschrift eingemeisselt. Die Rückseite des Steines ist mit den wichtigsten Daten aus der neuen Kolonialgeschichte versehen. Im Laufe dieses Jahres wurde in die Rückseite des Steines noch folgendes eingemeisselt: „Die deutsche Besitznahme von Kiautschau erfolgte am 14. November 1897, der Karolinen und Mariannen am 12. Oktober 1899, von Samoa am 1. März 1900. Einnahme der Takuforts am 17. Juni 1900, Einnahme Peking's 15. August 1900, Unterzeichnung des Friedensschlussprotokolls 7. September 1901.“

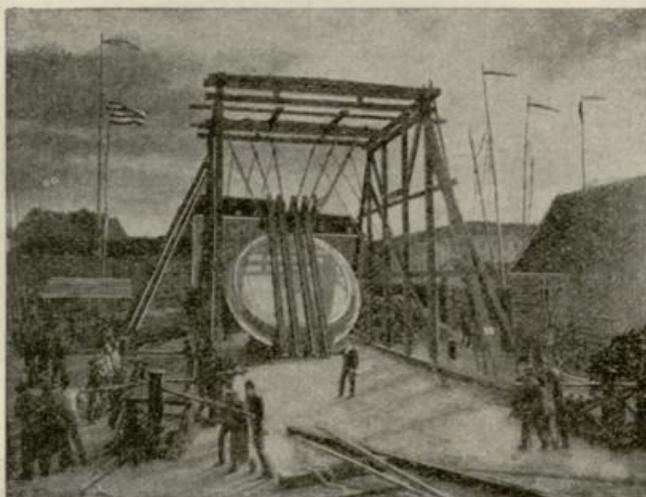
VIII. Zur Geschichte der Steinschale vor dem Alten Museum in Berlin lege ich Ihnen drei Abbildungen vor zu einer

kurzen Mitteilung betitelt „Die granitne Schale vor dem Alten Museum in Berlin“, welche sich in No. 95 Jahrgang 1902 (Donnerstag, 27. November) des „Welt-Spiegels“ der illustrierten Halbwochen-Chronik des Berliner Tageblatts befinden und hier wiedergegeben werden.



Der in No. V des heutigen Berichts vorerwähnte Stadtbaurath Ernst Cantian, mein ehemaliger väterlicher Freund und Vormund, welcher als der erste in neuerer Zeit den Schliff einer so grossen Stein-

masse (geognostisch „Gneiss“, nicht Granit) versuchte und glücklich ausführte, hatte in seinem Arbeitszimmer drei zeitgenössische Ölgemälde zu hängen, welche mich schon als kleines Kind fesselten. Sie stellen das Schleifen der Schale in der Werkstatt, den Transport der Schale und schliesslich das Aufsetzen der 7500 Kilogramm schweren Schale auf ihre vier Füsse vor der Museumsfreitreppe in künstlerischer Ausführung dar. Der Stein ist, wie ich wiederholt geschildert, ein Teil des grossen Markgrafensteins in den Rauenschen Bergen bei Fürstental, von der Brandenburgia am 3. September 1893 besichtigt. (Siehe Brandenburgia 2. S. 118 flg. und 146 flg.)



Die beiden jüngsten Töchter Cantians Frau Generalarzt Dr. Anna Schubert, geb. Cantian, hierselbst und Frau Geheime Sanitätsrat Dr. Henriette la Pierre, geb. Cantian in Tegel haben die Güte gehabt mir vor einigen Wochen diese Bilder nebst anderen Andenken für das Märkische Museum zur Verfügung zu stellen.

IX. Schutz den Stadt-Bächen! Herr Postrat Steinhardt, u. M. (vgl. Nr. VI dieses Berichts) fordert mit Recht auch den Schutz der anmutigen kleinen Bäche, welche manche unserer Städte durchrieseln und zur Annehmlichkeit derselben in vieler Beziehung beitragen. Dem Tiefbau- und Strassen-Ingenieur, der nur an die berühmten 2 Punkte denkt, zwischen denen die gerade Linie der kürzeste Weg ist und der die ganze Natur in Dreiecke und ähnliche, öde geometrische Figuren zerlegen möchte, sind selbstverständlich die anmutig gewundenen Bäche oder wie der Märker sagt „die Bäke“ ein Greuel und ein Dorn im Auge. Er möchte sie beseitigen, wo er könnte.

Die Brandenburgia bestrebt, den natürlichen Charakter nicht bloss der Landschaft, sondern vor allem auch des Stadtbildes zu erhalten,

ist genau entgegengesetzter Meinung und pflichtet unserm wackern Vorkämpfer für die Erhaltung unserer Naturdenkmäler von ganzem Herzen bei, wenn er sich, wie folgt, äussert:

Eine Anzahl kleinerer brandenburgischer Städte wie Belzig, Niemegek, Jüterbog, Treuenbrietzen, Zinna u. a. zeigen eine Eigentümlichkeit, der sich in Süddeutschland, Thüringen, Tirol u. s. w. auch grössere Städte erfreuen, nämlich schmale, etwa einen halben Meter breite und ebenso tiefe kleine Wasserläufe mit altertümlicher Holzeinfassung, die mit ihren Planken und Holmen und dem still dahinfließenden klaren Wasser das Strassenbild eigenartig gestalten und anheimelnd beleben. Trotz des Nutzens, den das Wasser bei Feuersgefahr und auch sonst den Anwohnern bietet, die Gemüse und Blumen in den an die Häuser sich anschliessenden Gärten ziehen, trotzdem das Wasser den Ackerbürgern für die Haus- und Viehwirtschaft und vielen Gewerbetreibenden unentbehrlich ist, arbeiten die Verwaltungsbehörden, zu meist unter dem Druck der augenblicklich herrschenden hygienischen Hochfluth an der Beseitigung der Wasserläufe, und wenn nicht die Zentralbehörden diesen Bestrebungen entgegenwirken, steht zu befürchten, dass in kurzer Zeit die betreffenden Orte der Zierde ihres fliessenden Wassers beraubt sein werden. Das wäre um so mehr zu bedauern, als in den letzten Jahrzehnten manchenorts vieles getan ist, was das Städtebild des eigenartigen Reizes der Kleinstadt entkleidet hat und jetzt noch manches geschieht, um mit allen Kräften die Orte zu „modernisieren“. — Alte Stadtmauern hat man abgebrochen, um Wegebaumaterial zu gewinnen, hat Torpfeiler zerstört, die ganze Heereszüge nicht behindert haben, um Raum für den Kleinstadtverkehr zu schaffen, hat um die verfallenden Kirchen herum die alten Bäume gefällt, die gnädig die baulichen Sünden der Vorväter verdeckten; man beseitigt die alten Fachwerkwände, aber nur an der Strasse und hängt die massive „Schürze“ vors Haus; man überstreicht die Fachwerke und Wände einfarbig in den modernsten unbestimmten Farben, weil das Herausheben des Balkengefüges durch kräftige Tönung für bäurisch gilt und bringt moderne Zutat an, auch da, wo sie nicht hingehört. Dazu kommt die „künstlerische“ Wirksamkeit der Baugewerkschul-Maurermeister, die bereits Gehöfte und Dörfer modernisieren, so dass die eigentümlich schönen Fachwerkgebäude mit dem alten verzierten Gebälk mehr und mehr verschwinden und dem ästhetischen Gefühl eine gähnende Lücke nach der anderen klafft.

Deshalb wäre zu wünschen und zu hoffen, dass von berufener Seite alsbald geeignete Schritte getan würden, um neben dem, was allenfalls sonst noch zu retten ist, auch die kleinen Wasserläufe, die bekannten Stadtbäche oder Bächen vor dem Untergange zu bewahren, dem sie verfallen sind, wenn man den gekennzeichneten Bestrebungen freien Lauf lässt. Diesem Wunsche Ausdruck zu geben und diese Forderung zu stellen, ist die Brandenburgia in erster Linie berufen. Indem das hiermit geschieht, muss gleichzeitig ausdrücklich hervorgehoben werden, dass mit unserer Forderung die übrigen, so weit sie berechtigt, sehr wohl vereinbar sind, was sich leicht zwar, jedoch nicht in Kürze und nicht an diesem Orte nachweisen lässt.

Ähnliche freundliche Stadtbäche sind in unserer Mark namentlich in den beiden Priegnitzen vorhanden.

Unvergessen ist mir das liebliche Stadtbachbild, welches ich in dem fränkischen Städtchen Euerdorf auf dem Weg von der stattlichen Trimbürg-Ruine nach Bad Kissingen genossen, wie sich ganze Scharen der weissbefiederten Retterinnen des Kapitols in den klaren Fluten des Euerdorfer Stadtbächleins tummelten, unvergessen der Stadtbach innerhalb von Botzen in Tirol, der mit seinen Wäscherinnen ein gar freundlich anmutendes Stadtbild bietet. Auch in vielen italienischen Städtchen haben mich ähnliche Intramural-Bäche oftmals sehr erfreut. Vielleicht in keinem Ort der Welt ist die „Stadt-Bäke“ so anmutig und so vorteilhaft ausgenutzt wie in Fes, der ersten Hauptstadt Marokkos. Nähert man sich den hohen Mauern der am Fes-Flüsschen vor 1100 Jahren erbauten Residenz, so verschwindet dasselbe scheinbar, um alsbald innerhalb der Umfassung in unzähligen Bächlein und Rinnsalen durch die ganze Stadt geleitet zu werden. — Mögen vor allem die Stadtbehörden von Treuenbrietzen hier mit gutem konservatorischen Beispiel vorgehen. —

### C. Kulturgeschichtliches.

X. Hie gut Brandenburg alleweg! Geschichts- und Kulturbilder aus der Vergangenheit der Mark und aus Alt-Berlin bis zum Tode des grossen Kurfürsten, herausg. von Richard George. Diese Berlin 1900 erschienene, von mir Brandenburgia VIII., S. 336, besprochene treffliche Sammlung von märkischer Poesie aus bewährten heimatkundlichen Federn ist in den Besitz der Verlagsfirma W. Herlet, Berlin, Lindenstrasse 101/102 übergegangen, welche das ansprechend illustrierte, für den Weihnachtstisch besonders geeignete Buch zu 2 Mk. den Mitgliedern der Brandenburgia anbietet.

XI. Die schöne kulturgeschichtliche Sammlung des Sanitätsrats Dr. Ossowidzki, welche wir unter liebenswürdiger Führung des genannten Herrn in Oranienburg am 7. September 1902 (vgl. S. 257) beim Besuch der Brandenburgia daselbst zu besichtigen, Gelegenheit hatten, ist in den Besitz des Märkischen Museums übergegangen. Es wird sich, denk' ich, zum öfteren Gelegenheit finden, daraus hier einzelne Stücke oder ganze Suiten vorzulegen.

XII. Deutsche Heimat, Blätter für Kunst und Volkstum. VI. Jahrgang. 1902. Herausgeber Herr Professor Dr. Eduard Heyck.

Von dieser mit unseren heimatkundlichen Interessen sich nicht selten berührenden Zeitschrift lege ich Ihnen mehrere Hefte von Jahrgang VI, 1902, vor und mache insbesondere auf den Artikel: „Des heiligen römischen Reiches Sandbüchse“ Heft 2, S. 60—62, aufmerksam, worin unsere heimatkundlichen Bestrebungen in wohlwollender Weise gewürdigt werden.

XIII. Herr Dr. Johannes Hoffmann in Pankow bei Berlin überreicht folgendes Verzeichnis von ihm gesammelter vorgeschichtlicher Altertümer.

### Provinz Brandenburg.

#### Kreis Nieder-Barnim.

##### Blankenburg:

Gefässcherben vom dortigen slav. Burgwall an der Panke, z. T. verziert (Wellenlinien etc.). Knochenpfriem. Bearbeitetes Geweihstück (Gerät?). Tierknochen (Eberzahn etc.).

##### Glienicke:

- I. Urnenscherben, nebst Spuren von Leichenbrand n. ö. vom Dorf in der Bieselheide in der Nähe eines Fliesses gefunden.
- II. Steinbeil mit unvollendetem bzw. bei der Herstellung beschädigtem Bahnende. Hellgrauer Quarzit. Länge  $17\frac{3}{4}$  cm. Breite ca. 7 cm. Gefunden auf der Feldmark, ungefähr hundert Meter von der Fundstelle der Urnenscherben entfernt.

##### Mühlenbeck:

- I. Urnen und Beigefässe vom dortigen Brandgräberfelde der Hallstätter Zeit. Beigaben: Bronzeköpfe mit Öse, Bronzenadel, bronzener Fingerring, Fragmente von Spiralingen, ein Feuersteinmesser.
- II. Feuersteinmesser und Feuersteinsplitter, zusammen mit slav. Gefässcherben auf der Wohnstelle an der Südspitze des Mühlenbecker Sees, unweit des Gräberfeldes, gefunden.

##### Münchehofe:

Urnenscherben vom dortigen Brandgräberfeld der Hallstätter Zeit.

##### Neubrück:

Gefässcherben und Feuersteinsplitter von einer dicht an der Havel gelegenen Wohnstätte mit Herdstellen. Kleines Bronzegerät, meisselförmig, 5 cm lang, auf der Oberfläche neben Gefässcherben gefunden.

##### Reinickendorf:

Urnenscherben und Beigefässe von einem Brandgräberfeld der Hallstätter Zeit auf den Holländer Bergen am Schäfersee. Beigaben: Fingerringe aus Bronzedraht, Bronzeschmelzstücke.

##### Schönerlinde:

Feuersteinmesser und Feuersteinsplitter, gefunden in den Sandhügeln zwischen Schönerlinde und Schönwalde nahe einem kleinen Teich.

**Schönholz:**

Urnenscherben, z. T. verziert (anscheinend Hallstätter Zeit), zusammen mit Resten von Leichenbrand nahe der sog. Schwedenschanze gefunden.

**Wilhelmsau:**

Urnen und Beigefässe von dem dortigen Brandgräberfelde aus der Zeit der Völkerwanderungen, zum Teil im Feuer geschmolzen. Beigaben: Armbrustfibeln, Nadeln, Gürtelschloss, Gürtelring, Messerklinge, sämtlich aus Eisen; Bronzedraht, Bronzeschmelzstücke; Spinnwirtel aus Thon; Fragment eines Knochenkammes, mit konzentrischen Ringen verziert; Glasperlen; geschmolzenes Glasstück; Feuersteinmesser; Urnenharz.

**Kreis Ober-Barnim.****Biesenthal:**

- I. Slavische Gefässscherben vom Reiherberg.
- II. Gefässscherben, Feuersteinmesser, Schaber etc. vom Wehrmühlenberg.

**Rüdenitz:**

- I. Urnen und Beigefässe vom Brandgräberfeld der Hallstätter Zeit am Langerönn-Fliess (Areal von Pohlmann). Beigaben: Fingerringe aus Bronze, flacher Knopf aus Knochen.
- II. Urnen vom Brandgräberfeld der Hallstätter Zeit in der Sandgrube rechts von der Biesenthaler Chaussee. Beigaben: Bronzeschmelzstücke.

**Wesendahl:**

Urnenscherbenreste von dem Brandgräberfeld der Hallstätter Zeit am Kesselsee.

**Kreis Teltow.****Britz:**

Urnenscherbenreste vom Brandgräberfeld der La Tène-Zeit am Britzer Kreis-krankenhaus.

**Sperenberg:**

Urnenscherben und Feuersteinsplitter von der Wohn- und Begräbnisstelle auf der Landzunge zwischen dem Neuendorfer und Sperenberger See. Die Gefässscherben zum Teil mit Mäanderornament.

**Tempelhof:**

- I. Feuersteinmesser von der Marienhöhe.
- II. Urnen vom Brandgräberfeld der jüngeren La Tène-Zeit auf den Rauhen Bergen. Beigaben: aus Eisen: Gürtelhaken in verschiedenen

Größen; Nadeln, z. T. mit gekröpftem Hals, mit Öse, mit Bronze-  
knopf u. s. w.; aus Bronze: Segelohrringe mit Glasperlen, Anhänger,  
Bronzedraht. Spinnwirtel aus Thon.

**Treptow:**

Slavische Gefässscherben von der Wohnstelle an der Spree, am Rande  
des Plänterwaldes.

**Kreis Osthavelland.**

**Brieselang:**

Gefässscherben vom dortigen slav. Burgwall, verziert (Wellenlinie etc.).

**Nedlitz:**

Gefässscherben von der Römerschanze, voroslavisch.

**Perwenitz:**

Urnenscherben vom Brandgräberfeld auf dem Acker des Kossäten Jochen  
Ranzleben.

**Vehlefanz:**

Urne mit Leichenbrand vom dortigen Gräberfeld der jüngeren La Tène-  
Zeit. Ausserdem von den früheren Ausgrabungen herrührend, Bei-  
gaben: Bronzeohrringe in Segelform mit Schmelzperlen; Cylinder  
aus spiralartig gewundenem Bronzedraht; Bronzeröhrchen mit  
2 korrespondierenden Reihen von je 3 Löchern. (Genau entsprechend  
der Beschreibung in den Verhandlungen 1894, S. 187 f.)

**Wustermark:**

Slavische Gefässscherben, verziert, von der Stelle des ehemals dort vor-  
handenen Burgwalls.

**Kreis Westhavelland.**

Urnen und Beigefäss aus der Zeit der Völkerwanderungen, angeblich  
von Radewege, tatsächlich aber wohl von Butzow. (Von Stim-  
mings Ausgrabungen herrührend.)

**Kreis Arnswalde.**

**Hassendorf:**

Slavische Gefässscherben mit Burgwallornamenten, gefunden nördlich  
vom Dorf auf einer erhabenen Sandstelle mitten im Bruch. (Ver-  
mutlich ehemaliger Burgwall.) [Sage von einem untergegangenen  
Dorf!]

**Nantikow:**

Boden eines Gefässes, herrührend von einer zerstörten Totenurne, die im Frühjahr 1896 im Acker neben den dortigen grossen Steinhügelgräbern, von einer kleinen Steinkiste umgeben, aufgefunden wurde. Einzelgrab; in der näheren Umgebung der mir gezeigten Fundstelle waren keine andern Gräber nachweisbar.

**Reetz:**

Slavische Gefässscherben mit Ornamenten von einem gut erhaltenen Burgwall südlich der Stadt, dicht an der Ihna. Viele Tierknochen. Holzkohlenschichten.

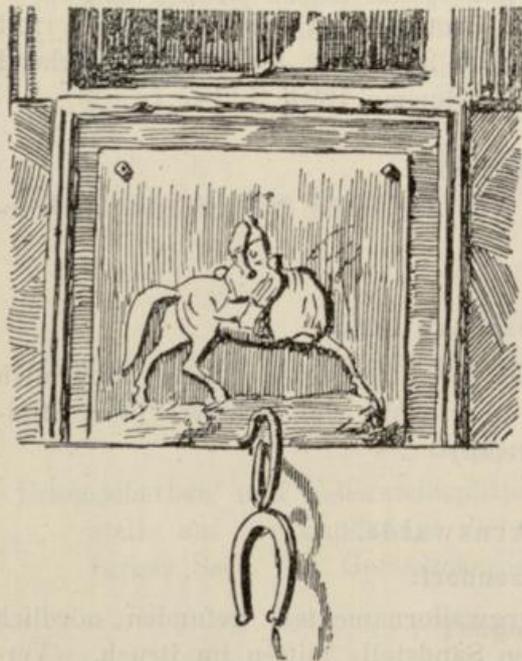
**Kreis Westprieignitz.****Milow:**

Gefässscherben vom dortigen Brandgräberfeld. Mit Mäanderornament.

XIV. Die Russen in Berlin 1813. Meine Mitteilung über den Tschernischeffschen Tagesbefehl datiert Berlin, den 4. März 1813 giebt der „Morgenpost“ einen Anlass zu folgender Mitteilung, die wir als eine teilweise Ergänzung des früher Besprochenen zum Wiederabdruck bringen.

**Das Wahrzeichen in der Pallisadenstrasse.**

Ein aus der Zeit der Befreiungskriege stammendes Wahrzeichen, die Reiterfigur eines Kosaken am Hause Pallisadenstrasse 2, geht leider dem



Verfall entgegen, da durch den Einfluss der Witterung kürzlich sowohl beim Reiter wie beim Pferde der Kopf abgefallen ist und die aus Stuck bestehende Figur jetzt nur noch einen Torso bildet. Mit dem Wahrzeichen hat es folgende Bewandtnis. Am 20. Februar 1813 rückten gegen das damals von 10 000 Franzosen besetzte Berlin unter dem russischen General Tschernitscheff und dem Oberst von Benkendorf und Tettenborn 3000 Kosaken vor, um die Stadt zu befreien. Sie drangen in Berlin ein, und eine der ersten Scharen dieser von den Berlinern mit Freuden begrüßten Reiter sprengte hierbei durch das damals unmittelbar am Landsberger Tor stehende Haus Pallisadenstrasse 2, welches

noch heute einen zweiten Ausgang nach der Weberstrasse 34 hat. Die Franzosen, welche sich dem Feinde entgegenstellten, wurden bis hinter dem

Alexanderplatz zurückgedrängt und eröffneten nun ein lebhaftes Geschützfeuer auf die Kosaken, so dass diese sich zurückziehen mussten. Von diesem Kampfe legen noch zwei Kanonenkugeln Zeugnis ab, von denen die eine an dem Hause Prenzlauerstrasse 45 angebracht ist. Beide tragen die Unterschrift: „20. Februar 1813“. Der erste Gefallene war Alexander Freiherr von Blomberg, der sich den Kosaken angeschlossen hatte und, wie eine vor der Bartholomäus-Kirche angebrachte Gedenktafel meldet, „als erstes Opfer in dem Freiheitskampfe“ erschossen wurde. Einige versprengte Kosaken wurden von den Berlinern verborgen gehalten. Darunter befand sich auch eine Schar, welche auf dem Hofe des Hauses Pallisadenstrasse 2 in den über der Schmiede gelegenen Räumen, die noch heute vorhanden sind, Aufnahme fand. An dieses Ereignis erinnert die über der Haustür angebrachte Stuckfigur, sowie zwei gemalte Kosaken auf dem Schilde des in dem „Kosakenhause“ befindlichen Wirtshauses.

XV. „Der Burgwart“. Zeitschrift für Burgenkunde und mittelalterliche Baukunst. Organ der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen.

Von dieser höchst nützlichen und heimatkundlich wichtigen Zeitschrift, davon ich schon früher Ihnen Kenntnis gegeben, lege ich die ersten 3 Nummern des IV. Jahrgangs vor. Sie ersehen daraus, dass sich die Mitteilungen keineswegs auf die eigentlichen Burgen beschränken, sondern auch alle sonstigen denkwürdigen Profanbauten, Rathäuser, Tore, Mauern etc. behandeln, mit Einschluss geistlicher Bauten, soweit es in den jeweiligen Rahmen passt. Die vornehme Ausstattung mit trefflichen Abbildungen, Grund- und Aufrissen etc. verdient besondere Beachtung. Die Nr. 3 (Dez. 1902) behandelt S. 25 flg. die Burg Eisenhardt bei Belzig, welche wir, so Gott will, auf einer Wanderfahrt im Jahre 1903 der Brandenburgia zugänglich machen werden. Ihr noch 33 Meter hoher Bergfried stammt nach Angaben unseres Mitgliedes Professor Dr. Georg Voss (S. 26) wohl schon aus dem 11. oder 12. Jahrhundert.

XVI. Die Puppe. Von Robert Mielke. Mit neun Illustrationen nach Zeichnungen von Georg Kellner und nach photographischen Aufnahmen von H. Rudolphy in Berlin (Nr. 49 der „Gartenlaube“ von 1902 S. 843 und 844).

Aus dem Vortrag u. M. des Fräulein Elisabeth Lemke über die Spiel-Puppen und die daran geknüpften Diskussionen werden Sie sich des kulturhistorischen Wertes der älteren Kinderspielpuppen und ihrer besonderen Bedeutung für die Heimatkunde erinnern. Der Artikel u. M. Robert Mielke bietet eine entsprechende Ergänzung zu den Besprechungen in der „Brandenburgia“ X. S. 28—47 und 85—90.

XVII. Dem behördlichen Schutz der Naturdenkmäler wird in neuerer Zeit staatlicherseits besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Die Bezeichnung „Naturdenkmäler“ hat sich jetzt ja allgemein für solche

Erscheinungen der ursprünglichen Natur eingebürgert, wie Landschaften, Bodengestaltungen, Pflanzen und Tiere, die in wissenschaftlicher oder ästhetischer Hinsicht bemerkenswert sind. Die Herstellung forstbotanischer Merkbücher, nach dem Vorgange Westpreussens, ist nahezu allen Provinzen gesichert und auch in anderen Bundesstaaten bereits in Angriff genommen. Von Fachgelehrten sind Gutachten über Massnahmen zum Schutz von Naturdenkmälern einzelner Gebiete eingefordert, und seit längerer Zeit wird, wie die „Nordd. Allg.“ bereits im August v. J. mitteilte, auf Veranlassung des preussischen Kultusministeriums eine umfassende Denkschrift mit Abbildungen, Plänen und Karten ausgeführt, welche nicht nur die Bedeutung der Naturdenkmäler und deren Gefährdung durch die verschiedenen Zweige der Kultur an Beispielen erläutern, sondern auch die in Preussen und anderen Ländern zum Schutze derselben bereits vorhandenen und weiter erforderlichen Massnahmen erörtern soll. Inzwischen hat die preussische Staatsforstverwaltung in einem besonderen Falle die Mittel bewilligt, um durch Ankauf eines der königlichen Forst in Neu-Linum, Westpreussen, benachbarten Geländes einen urwüchsigen Bestand der nordischen Zwergbirke, ein hervorragendes Denkmal der Natur, zu schützen.

Was die Stellung unserer Gesellschaft gegenüber dem Natur-Denkmalerschutz anlangt, so bedarf es wohl nur der Hinweisung darauf, dass für denselben seit geraumer Zeit fast jede Nummer des Monatsblattes der *Brandenburgia* mit Nachdruck eintritt.

XVIII. Jahreshefte der Gesellschaft für Anthropologie und Urgeschichte der Oberlausitz. Namens der Gesellschaft herausgegeben von ihrem Vorsitzenden L. Feyerabend. Unser neues korrespondierendes Mitglied überreicht das kürzlich erschienene, inhaltreiche, mit 7 Tafeln ausgestattete Heft 5, worin namentlich der Aufsatz des Herausgebers S. 337—342 „Gruppierung und Zeitstellung der Gräber vom Lausitzer Typus in der Oberlausitz“ beachtenswert erscheint, da bekanntlich unsere Niederlausitz sich auf das Engste an diese räumlich wie zeitlich wohl abgegrenzte Kulturepoche anschliesst, die ihre Ausläufer nördlich bis weit in die eigentliche Mark Brandenburg hinein erstreckt.

XIX. Alte Schiffstypen werden von dem bekannten Altertumsforscher Herrn H. Messikomer zu Zürich im Correspondenzblatt der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft vom Mai 1902 sachverständig und, wie Sie ersehen wollen, unter Beifügung höchst lehrreicher Abbildungen besprochen. Dieser Aufsatz möge für uns vorbildlich sein und zur Sammlung der Schiffstypen, Schiffergeräte und Schifferausdrücke — alles einschliesslich der Fischerei — nochmals anspornen. Ich verweise auf die einschlägige Mitteilung des Direktors

des hiesigen Kgl. Völkermuseums Herrn Geheimrats Dr. Voss und meine Anzeige „Brandenburgia“ X. 21—24.

XX. Über den gegenwärtigen Stand der Erforschung des Urmenschen bin ich wiederholt ersucht worden, im Anschluss an das von mir gelegentlich des Nachrufes für unser Ehrenmitglied Rudolf Virchow (S. 262) Mitgeteilte tunlichst noch Ergänzungen zu geben. In der Tat ist seit Rudolf Virchows Tod die Frage nach dem Urmenschen d. h. nach den im Diluvium und Tertiär vorkommenden Vorläufern mit einemale bereits wiederum eine brennende geworden, nachdem insbesondere der bekannte Heidelberger Anatom Professor Dr. H. Klaatsch, zunächst auf den Anthropologen-Versammlungen und kürzlich zu Stuttgart im württembergischen Anthropologischen Verein es unternommen, im Anschluss an das tausendfältig besprochene Gerippe des Menschen aus dem Neanderthal bei Düsseldorf den Zweifeln Virchows scharf entgegenzutreten.

Es lässt sich an dem Wortlaut Virchowscher Vorträge nachweisen, dass Virchow über die Authentizität von körperlichen Resten des Diluvialmenschen in seinem Urteil geschwankt, wenn er auch die Echtheit diluvialer Geräte und sonstiger von Menschenhand bearbeiteter Gegenstände wohl niemals ernstlich bezweifelt hat, wie dies mehrfach der namhafte dänische Anatom Japetus Steenstrup getan, welcher unverkennbar einen grossen Einfluss auf Virchow ausgeübt hat. Steenstrup bezweifelte vielfach auch die diluvialen Artefakte und Manufakte selbst; mir ist es selbst so ergangen, dass, als ich ihm eine diesbezügliche Mitteilung machte, er dieselbe lediglich wegen des diluvialen Alters der Gegenstände schriftlich zurückwies\*).

Ich selbst habe das Vorkommen diluvialer Menschenreste niemals bezweifelt, nachdem ich mich von deren geologischer Stellung überzeugt, und ich bin beispielsweise für die Gleichalterigkeit des Menschen mit dem Mammut und den gleichzeitigen übrigen grossen diluvialen Säugern wiederholentlich eingetreten und verweise dieserhalb auf meine an die bekannten Rixdorfer Funde sich anlehrenden Vorträge in der „Brandenburgia“ I. 118—180, IV. 162—174, VII. 209 flg.\*\*)

Unter Urmensch verstehe ich die Rassen, welche vor der jetzigen Erdbildung (Jung- und Alt-Alluvium) im Diluvium, beziehentlich vor demselben gelebt haben. Es ist jetzt gelungen, innerhalb dieses Sammel-

\*) Vgl. meinen Artikel: Lebten das Mammut und die Tiere, deren Gebeine bei Artefakten in den verschiedenen Diluvial-Schichtungen vereint gefunden worden, mit dem Menschen zusammen? „Brandenb.“ I. S. 178.

\*\*) Im palaeontologischen Museum der Berliner Universität (Direktor: Geheimrat Dr. Branco) ist jetzt eine von Menschenhand bearbeitete diluviale Scapula vom Wildpferd (*Equus caballus fossilis*) aus dem Interglazial von Rixdorf in der Schausammlung aufgestellt.

begriffs verschiedene Rassen, teils gleichzeitige, teils durch geologische Unterstufen getrennte Rassen zu unterscheiden, wobei ich den bezeichneten Ausführungen des Professor Klaatsch folge.\*)

Der Mensch hat bereits vor der Eiszeit eine ausserordentlich weite Verbreitung gehabt. Die bei St. Acheul, Amiens und anderweit in Nordfrankreich schon vor Jahrzehnten von Lartet, später von Christy u. A. gefundenen, mandelförmig und katzenzungenförmig zugeschlagenen Flintsteine aus der Chelléen-Schicht kommen mit Hippopotamus, Elephas antiquus, Rhinoceros merckii etc., mit Cypressen, Lorbeer und anderen ein mehr wärmeres Klima andeutenden Gewächsen vor; die erste Abkühlungsperiode hatte damals noch nicht eingesetzt.

Flintmesser von diesem sehr altertümlichen Chelléen-Typus (St. Acheul pp., vergl. Brandenburgia I, 180) sind in Grossbritannien, Belgien, Portugal, Spanien, ganz Nordafrika, Südafrika, Nord-, Mittel- und Südamerika derartig häufig, dass die entsprechenden Spuren des Menschen in unseren Gegenden, wie Klaatsch zutreffend betont, nur als eine Teilerscheinung von mehr untergeordneter Bedeutung gelten können.

Die Interglazialfunde, auf die besonders Alfred Nehring aufmerksam gemacht hat, von Tiede, Westeregeln und Taubach, aus der Einhornhöhle, von Schussenried (O. Fraas' Untersuchungen), Schweizerbild und Thayingen bei Schaffhausen etc. sind nur vorgeschobene Posten einer Menschheit, welche in ihrer Hauptmasse im Süden, unbeeinflusst vor der Vereisung lebte. Die Sahara existierte damals noch nicht als Wüste; von Nordafrika gingen Landbrücken nach Sizilien und der iberischen Halbinsel. Daher ein leichtes Auswechsell der Menschen und Tiere hüben und drüben.

Klaatsch sagt S. 68: „Die Mammutjäger unserer Regionen haben also mit dem ersten Auftreten des Menschen gar nichts zu tun und die Beziehungen des letzteren zur Eiszeit oder vielmehr zu den einzelnen Glazial- und Interglazial-Perioden sind in erster Linie von chronologischer Bedeutung. Wir werden durch die Veränderungen der diluvialen Säugetiergesellschaft des Menschen in Mitteleuropa und durch die — in Frankreich zuerst erkannte — allmählich sich vollziehende Umgestaltung der Technik in der Bearbeitung des Steinmaterials in den Stand gesetzt, eine Klassifikation der einzelnen Funde vorzunehmen. Das Aussterben des Nilpferdes, die Vertretung des Elephas antiquus durch Elephas primigenius, die Anpassung des Mammut und des Rhinoceros an das kühlere Klima durch ein dichteres Haarleid, endlich das Vordringen nordischer Tierformen, die weite Ver-

\*) Corresp.-Blatt der Deutschen Anthrop. Ges. XXIII. Sept. 1902. S. 68 fig.

breitung des Renntieres, das Auftreten kleiner, der Wärme abgeneigter Nager, wie des Lemming, sowie das Hinzukommen jetzt alpiner Formen (Steinbock, Gemse, Murmeltier) geben uns Anhaltspunkte für die Länge der Zeiträume, welche auf die Zeit der Chelléen folgend von den französischen Forschern nach den Typen der Steinmesser als Moustérien- und Magdalénien-Perioden unterschieden werden.\*) Wir sind jetzt im stande, die einzelnen Diluvialstationen in ältere und jüngere zu sondern, und wenn auch die Parallele mit den Glazial- und Interglazialperioden sich nicht durchführen lässt, so wissen wir doch, dass z. B. die Funde aus der Höhle von Spy in Belgien, von Taubach, sowie der neue [Fund] von Krapina in Kroatien in eine viel frühere (mindestens vor der letzten Vereisung gelegene) Zeit zu versetzen sind, als die von Schussenried, Thayingen, Schweizersbild, welcher dem Ende der Eiszeit zugehören, zum Teil postglazial sind und mit den südfranzösischen Funden gleichgestellt werden, die seit Cartets Forschungen (neuerdings besonders durch Piettes Bemühungen) die erstaunlich reichhaltigen Schätze einer primitiven Skulptur und Malerei geliefert haben.“

Nummehr versucht Klaatsch eine anatomische und hiermit verbunden ebenfalls eine chronologische Einteilung des Urmenschen.

Einen einheitlichen sogen. „Eiszeitmenschen“ giebt es überhaupt nicht. Die menschlichen Gerippfunde aus dem jungen Diluvium müssen von denen aus dem alten Diluvium nach den beiden eben erwähnten Richtungen hin scharf unterschieden werden.

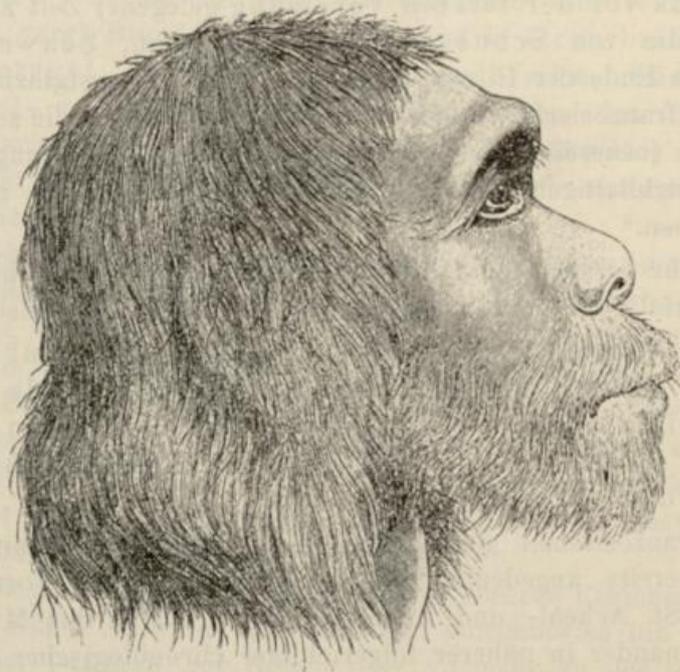
Der französischen geologischen Sonderung folgend unterscheiden wir, wie bereits angedeutet, als älteste anthropoide Formation das Chelléen (St. Acheul- und Amiens-Periode), dann das Moustérien, beide mit einander in näherer folgerichtiger chronologischer und kulturgeschichtlicher Beziehung, als das dritte oberste und jüngste Glied das Magdaléen, jene beiden Schichten altdiluvial, letztere jungdiluvial.

Die Menschenreste, insbesondere Schädel aus dem Magdaléen sind in den Hauptzügen mit dem Alluvialmenschen übereinstimmend. Die Menschenreste des Moustérien und Chelléen zeigen dagegen recht erhebliche Abweichungen vom Jetztmenschen und weisen, wie Klaatsch sich ausdrückt (S. 69) auf niedere tierische Vorfahrenstufen hin.

In diese ältere Stufe des Urmenschen gehören, wie jetzt als festgestellt angesehen werden darf, die Reste des erwähnten von Dr. Fuhlrott i. J. 1856 entdeckten berühmten Neanderthal-Menschen.

\*) Vergl. meine Angaben Brandenburgia I, 179, und weiterhin in den heutigen Mitteilungen. E. Friedel.

Wie Herr Professor Kollmann in Basel versucht hat, aus den Resten einer steinzeitlichen Frau von den schweizerischen Pfahlbauten bei Auvernier im Neuenburger See das Gesicht zu rekonstruieren, indem, er im Anhalt an den wirklichen Schädel, die Weichteile unter Billigung von R. Virchow auftrug, worüber auf das Correspondenzblatt der Deutschen Anthrop. Ges. Nov. 1898 S. 116 und die Verh. der Berl. Anthrop. Ges. 1898 S. 496 verwiesen sein mag, so hat man schon früher versucht, eine Vorstellung vom Aussehen des Urmenschen zu gewinnen und reproduziere ich der Kuriosität halber das Profil des Kopfes des Neanderthals mit seiner flachen Stirn, seinen Stirnwülsten, seinem



Prognathismus und seinem mangelhaften Kinn, wie er sich in dem Buch des Dr. Moritz Alsberg: „Anthropologie mit Berücksichtigung der Urgeschichte des Menschen“ dargestellt findet, wobei im übrigen allerdings die Phantasie frei obgewaltet hat. Hinsichtlich der Behaarung hat der Künstler sich an die Vermutungen von Sir Charles Darwin in seinem Werk über die Abstammung des Menschen angeschlossen. Das Kinn erscheint mir übrigens zu stark entwickelt. Ich benutze die Gelegenheit noch auf ein zweites kürzlich bei Th. Fischer & Co. in Kassel erschienenes gemeinverständliches Werk desselben Herrn Alsberg hinzuweisen: „Die Abstammung des Menschen und die Bedingungen seiner Entwicklung“, worin die gleichen Themata ausführlich, in ansprechender Weise erläutert werden. — Auch hat für den

10. Januar 1903 Herr Professor Dr. H. Klaatsch einen Projektionsvortrag im Museum für Völkerkunde hier selbst angezeigt unter dem Titel: „Palaeolithische und anthropologische Ergebnisse einer Studienreise durch Deutschland, Belgien und Frankreich“, eine Zusammenfassung dessen, was über den Urmenschen in den genannten Ländern bekannt geworden ist.

1887 traten hierzu zwei menschliche Gerippe mit gleichen Merkmalen, die Fraipont in der Höhle von Spy bei Namur auffand. Die Spy-Skelette lagen in der untersten von 3 Schichten, deren jede Knochenreste von Mammut und Rhinoceros, sowie Messer vom St. Acheul- bzw. Moustier-Typus enthält.

Hierzu kommt gelegentlich der Untersuchungen, welche der kroatische Professor Gorjanovic-Kramberger in den Diluvialschichten von Krapina bei Agram 1899 und 1900 vornahm, die überraschende Entdeckung von menschlichen Gebeinresten in ungestörter Lagerung zusammen mit den Resten des Höhlenbären, des Rhinoceros merckii, des Murmeltieres etc., sowie von Steinmessern des St. Acheul-Typus. Alle Menschenknochen, fast ausnahmslos Schädelreste, sind zerschlagen und zeigen dieselbe Behandlung, dabei Brandspuren wie die dabei gelegenen, Tierknochen. Es sind Reste von mindestens zehn Menschen, Erwachsenen und Kindern. Die eigentümliche Misshandlung und Anhäufung dieser menschlichen Reste wird auf Kannibalismus gedeutet.\*) Der Mensch von Krapina schliesst sich durch mehrer Besonderheiten den ältesten bekannten menschlichen Schädeln an und gehört in den Formenkreis des Homo neanderthalensis Schwalbe,\*\*) für den dieser Strass-

\*) Dr. Gorjanovic-Kramberger, der paläolithische Mensch und seine Zeitgenossen aus dem Diluvium von Krapina in Kroatien. Mitteilungen der Anthropol. Ges. in Wien, Bd. XXXI und XXXII. — Referat von Ludwig Wilser in der Naturwiss. Wochenschrift vom 9. Nov. 1902. Bd. XVIII s. auch das. XVII, 11. — Schwalbe: Neanderthalschädel und Friesenschädel. Globus Bd. 81, Nr. 11. — Referat darüber von Wilser in der Naturw. Wochenschrift vom 15. Juni 1902 Bd. XVII, 441. —

\*\*\*) G. Schwalbe resumierte sich auf der 15. Versammlung der Anatomischen Gesellschaft zu Bonn dahin, dass der Neanderthal-Mensch in vieler Beziehung den Anthropoiden näher gestanden habe, als dem heutigen Menschen und dass daher die Meinungen von King und Cope, welche den Neanderthal-Menschen bereits als einer besondern Art der Gattung Mensch zugehörig erkannt hätten, völlig gerechtfertigt seien. Diese besondere Species Homo sei mit dem übrigen quarternär-palaeolithischen Menschen in keiner Weise zu verschmelzen, sondern stelle eine ältere Form dar, die einzig mit dem Schädel von Spy und dem Unterkiefer von la Naulette zu vereinigen wäre. Sehr wahrscheinlich gehörten diese Reste dem untersten Diluvium an der Grenze des Tertiär an, obwohl die Möglichkeit, dass der Homo primigenius neanderthalensis als fortdauernde niedere Rasse eine Zeit hindurch neben dem jüngern Homo sapiens, dem Stammvater der jetzigen europäischen Menschheit gelebt haben möge, nicht auszuschliessen sei.

burger Professor nunmehr die Bezeichnung *Homo primigenius* angenommen hat. Ja die ferozen Merkmale des Neanderthalschädels haben die menschenfressenden Wilden von Krapina in noch höherem Masse, noch stärker vorragende Augenwülste, noch stärker entwickelte, an den Orang-Utan erinnernde Schmelzfalten der ca. 80 vorhandenen Zähne, besonders starke prognathe, aber kinnlose Unterkiefer. Nach den interessanten Untersuchungen des Dr. Walkhoff in München hängt diese allen altdiluvialen menschlichen Kiefern (von Spy, la Naulette, Predmost, Schipka, Krapina, Neanderthal etc.) gemeinsame Eigentümlichkeit mit Verschiedenheiten der im Dienste der Sprache stehenden Zungenmuskeln zusammen. Die Umgegend von Krapina und überhaupt von Agram, die mir aus einem dreimaligen Aufenthalt und aus mehrfachen, mit dem Direktor des dortigen Zoologischen National-Museums Professor Spiridion Brusina gemeinschaftlich unternommenen palaeontologischen und zoologischen Exkursionen recht wohl bekannt ist, scheint, was sehr wichtig für die Menschenfrage wird, niemals vergletschert gewesen zu sein und es gilt daher mindestens vorläufig der Fundort von Krapina als das Prototyp für alle jene Gegenden, in denen eine im wesentlichen ungestörte Existenz und Fortentwicklung des Chelléen-Menschen anzunehmen ist.

Seit Jahrzehnten sind bei dem palaeolithischen Menschen die von einer erstaunlichen Fertigkeit in der Technik zeugenden Schnitzereien und Malereien, während einer bestimmten Periode, die namentlich in den südfranzösischen Höhlen vorkommen, aufgefallen. Kürzlich sind wiederum grossartige hierher gehörige Funde in Kalkhöhlen des Dordogne-Flusses und der sich bei der Station Les Eyzies in denselben ergiessenden Vézère gemacht. Man hat hier i. J. 1901 an deutlich erkennbaren Zeichnungen 109 entdeckt, darunter Skizzen eines Menschenkopfes, ferner vom Rentier, Steinbock, Saigaantilope, Pferd, Ur, Wisent, Mammut. Manche der Figuren erscheinen deshalb besonders interessant, weil sie mit Ocker oder Mangan rötlich oder schwarz angemalt sind. Geologisch haben diese Funde nichts mit dem Chelléen und Moustérien zu tun, also nichts mit dem *Homo primigenius* des wärmeren Klimas, sondern sie gehören der jüngeren Diluvialschicht des Magdaléen, also dem Vorfahren des jetzigen *Homo sapiens* mit rauherem Klima an.\*)

Rätselhaft bleibt es noch immer, umsomehr, wenn die neolithische Bevölkerung von diesen Magdalenen-Menschen abgeleitet wird, wie die hohe Kunstentwicklung, welche jene Skulpturen zeigen, so gänzlich

\*) Vergl. ausführliches Referat „Zur ältesten Kunst“ (mit 8 Abbildungen) von K. Falck in der Naturwiss. Wochenschrift vom 14. September 1902 S. 591–595.

entschwinden konnte. Denn die ganze spätere vorgeschichtliche Periode, ja das frühe Mittelalter hat dergleichen vollendet kunstvolle Leistungen nicht aufzuweisen. Wie weit dieselben im einzelnen gehen, dafür spricht beispielsweise die Darstellung des langbehaarten Mammut. Ein Mammutrüssel scheint sich (auch bei den neuesten sibirischen Mammutfunden) nicht erhalten zu haben; bei Rekonstruktionen gab man dem Mammut immer den Rüssel des indischen Elefanten mit der hohen Stirn und den kleinen Ohren, nun macht Dr. G. Kalide („Naturw. Wochenschrift“ vom 26. Oktober 1902 S. 42) darauf aufmerksam, dass nach den Magdalenen-Abbildungen das Mammut am Rüsselende nicht wie der indische Elefant einen Fortsatz trug, sondern zwei wie der afrikanische Elefant mit der fliehenden Stirn und den grossen herzförmigen Ohren. Diese Fortsätze sind ausserdem wie beim afrikanischen Elefanten nicht fingerförmig, sondern wie die Zeichnung sehr deutlich zeigt, breit lippenförmig, während die Schmelzfaltenbildung der Backzähne allerdings mehr dem indischen Elefanten ähnelt.

Hinsichtlich der Bezeichnung der verschiedenen Spezies oder Rassen des Urmenschen bemerkt Ludwig Wilser („Naturwiss. Wochenschrift“ vom 15. Juni 1902), dass Schwalbe den von ihm (Wilser) schon vor Jahren vorgeschlagenen Namen *Homo primigenius* für die älteste bekannte, durch die vorgedachten Funde von Neanderthal, Spy, la Naulette, Krapina, etc. sichergestellte Rasse angenommen habe und schliesst mit den Worten: „Da schon im jüngeren Quartär eine vom heutigen Menschen wenig verschiedene Rasse (*race de Cro-Magnon*) auftritt, scheint Schwalbe *H. hodiernus* als Ersatz für *sapiens* nicht passend und er schlägt daher *H. socialis*, *eucranus* oder *imperator* vor. Man wird aber zugeben müssen, dass Feuerländer, Weddas, Australneger, wenn sie auch gewiss keine „Weisen“ sind, doch auf einen dieser drei Namen noch weniger Anspruch haben. *H. sapiens* ist einmal eingebürgert und kennzeichnet immerhin die geistige Überlegenheit auch der niedersten Menschenrassen über alle anderen Lebewesen. *H. primigenius* ist freilich vom jetzigen Menschen so verschieden, dass er wohl als besondere Art (*species*) betrachtet werden könnte, als Stammvater der heutigen europäischen Rassen (*H. europaeus* Linné und *H. mediterraneus*) aber bezeichnen wir ihn doch besser als Urrasse (*varietas primigenia*). Die dazwischenstehende Cro-Magnon-Rasse ist, wenn auch nicht nach ihren Merkmalen, doch zeitlich von den jetzt lebenden so weit entfernt, dass ich für sie die Bezeichnung *H. priscus* vorgeschlagen habe. Für die hauptsächlichsten ausser-europäischen Rassen genügen die beiden Normen *H. niger* und *H. brachycephalus*.“

Glücklicherweise hat die Affenmensch-Hypothese Carl Vogts mit ihrer direkten Entwicklung des Menschengeschlechts aus den anthropoiden

Affen Asiens und Afrikas, welche Rudolf Virchow besonders unwissenschaftlich erscheint, keine Auferstehung im Kreise dieser neuesten Forschungen gefunden, vielmehr sucht man neben dem jetzigen Affenreiche die phylogenetischen Anfänge für Mensch und Affe im Tertiär, wie dies bei den Erörterungen des auch in der „Brandenburgia“ bereits erwähnten *Pithecanthropus erectus* Dubois mehrfach zu begründen versucht wurde; die Trennung der beiden Stammbäume von Mensch und Affe liegt also schon im Tertiär.

Die Einzelheiten dieser schwierigen Untersuchungen können wir bei der vorliegenden Gelegenheit nicht weiter berühren.

Wie liegt nun die Angelegenheit des Urmenschen in der Provinz Brandenburg?

Skeletteile oder sonstige Reste des Diluvial-Menschen (*Homo primigenius* sowohl wie *H. sapiens diluvianus*) sind bei uns noch immer nicht gefunden, insbesondere haben die von Alfred Nehring so trefflich beschriebenen äusserst wichtigen Funde aus den jungdiluvialen Torfmooren bei Klinge unweit Cottbus leider keine menschlichen Reste ergeben, wenn auch darunter mindestens zwei von Menschen bearbeitete Röhrknochen vom Nashorn entdeckt worden sind. Hieran reihte sich die erwähnte bearbeitete Pferde-Scapula von Rixdorf und die bearbeiteten Knochen aus dem Diluvium von Hohen-Saathen sowie die Keule aus Mammutknochen, ausgegraben bei der Spreeregulierung im Diluvium von Charlottenburg<sup>\*)</sup>. Bearbeitete Steine aus dem brandenburgischen Diluvium sind ebenfalls im Besitz des Märkischen Museums.

Viel reichhaltiger sind, wie Ihnen allen bekannt, die Tierknochenfunde aus dem Diluvium namentlich von Rixdorf und Neu-Britz.

Ich habe schon früher angedeutet, dass diese Fauna eine chronologisch durcheinander gewürfelte ist, indem die Ablagerungen des jüngsten Präglazial sowie der älteren Zwischeneiszeiten durch die nächstfolgende Vergletscherung bzw. Zwischeneiszeit mindestens zum Teil umgearbeitet oder zerstört worden sind. So nur vermag ich es mir zu verdeutlichen, dass beispielsweise in einem und demselben Interglazial im selben Horizont die Backzähne des älteren, auf ein wärmeres Klima deutenden *Elephas antiquus* und *Rhinoceros merckii* mit dem jüngeren pelzhaarigen *Elephas primigenius* (Mammut) und dem *Rhinoceros tichorhinus* zusammen gefunden sind. Dass aber wärmere Perioden in unserem Interglazial vorkamen, beweisen u. A. die von Prof. Dr. Konrad Keilhack so sorgfältig untersuchten lakustrinen

<sup>\*)</sup> Diese Fundstücke von Hohen-Saathen und Charlottenburg habe ich in unserer wissenschaftlichen Jubiläumssitzung vom 22. April 1902 vorgelegt. Vgl. Festschrift (II) zur Feier des zehnjährigen Bestehens der Brandenburgia.

Mergel von Belzig, in denen der Damhirsch und der Karpfen gefunden ist. Der Damhirsch ist aber bei uns in postdiluvialer Zeit nicht mehr einheimisch gewesen, er stammt aus dem südlichen Europa, besonders Griechenland und ist bei uns erst im 16. Jahrhundert als gehegtes Wild künstlich eingeführt und eingewöhnt worden, während der Karpfen erst durch die christliche Geistlichkeit, bei uns wohl kaum vor dem 13. Jahrhundert oder doch nicht viel früher eingeführt ist, wobei es sehr merkwürdig und bezeichnend erscheint, dass der Karpfen sich auch jetzt nach 600 Jahren bei uns noch nicht im freien See oder Strom, sondern nur unter der Obhut des Menschen, gewissermassen also künstlich, in Teichen, fortpflanzt. Er hat sich, während er bei uns im Interglazial in wärmerem Wasser wild vorkam, also noch immer nicht in die jetzigen klimatischen Verhältnisse völlig eingewöhnen können.

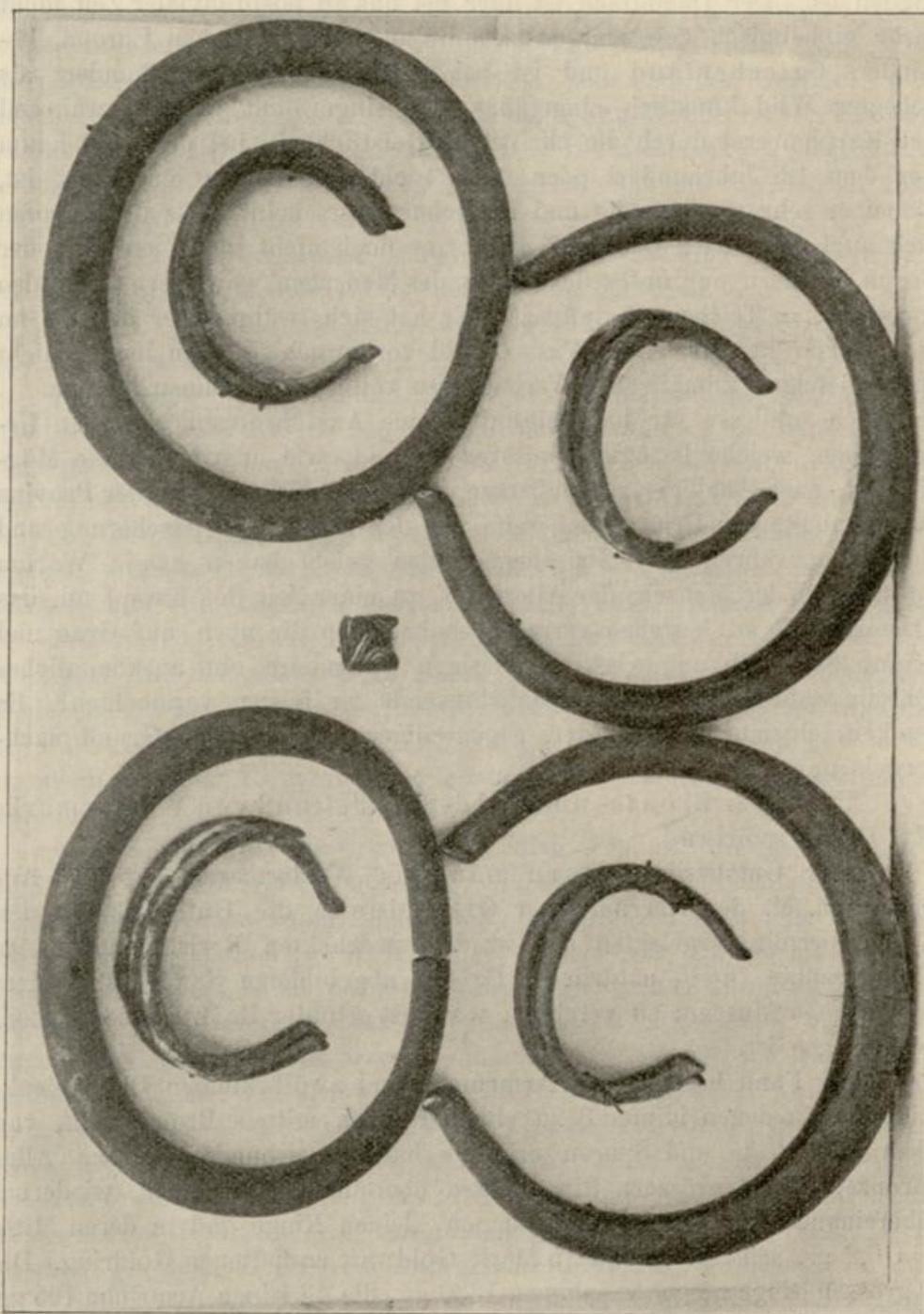
Ich schliesse für heut hiermit meine Ausführungen über den Urmenschen, welche bezüglich unserer Gegend, wie angedeutet, die Möglichkeit, nach Analogie zu schliessen, zulassen, dass auch in der Provinz Brandenburg der Urmensch bereits vor der ersten Vergletscherung und vor allem während der Zwischeneiszeiten gelebt haben kann. Warum sollte auch der Mensch, der Allesesser, zu einer Zeit den Kampf um das Dasein nicht zu bestehen vermocht haben, wo die noch auf Gras und Kraut und Laub angewiesenen riesigen Säugetiere ein auskömmliches Dasein während ungezählter Jahrtausende zu fristen vermochten? Es ist kein einziger stichhaltiger, gegenteiliger, verneinender Grund nachzuweisen.

XXIa. Der Bronze- und Gold-Sammelfund von Wustermark, Kr. Ost-Havelland.

Herr Gutsbesitzer Hornemann in Wustermark hat auf Anregung u. M. des Herrn Rektor Otto Monke die Güte gehabt, den Ihnen hiermit vorgelegten und in dem gedruckten Bericht nach einer Photographie in  $\frac{3}{4}$  natürlicher Grösse abgebildeten Sammelfund dem Märkischen Museum zu verehren, woselbst er unter B. II. 23 253—23 250 eingetragen ist.

Der Fund besteht in 4 Armringen und zwölf kleinen Handgelenklingen, von denen immer 3 zu einem Ganzen mittels Bronzedraht, von dem sich Reste und Spuren erhalten haben, verbunden waren. Alles Bronze. Die 4 grössern Ringe lagen übereinander in ihnen, wiederum übereinander die viermal drei offenen kleinen Ringe und in deren Mitte ein 6,2 gr. schwerer, etwa 15 Mark Goldwert enthaltener Goldring. Die 4 grossen Ringe wiegen zusammen 1330 gr., die 4 kleinen Armringe 195 gr.

Die 4 grossen Ringe haben eine grösste lichte Weite von 8,5 bis 10 cm. Die kleinen Ringe eine solche nur von 5 bis 6,5 cm. Der Goldring hat gar nur eine Weite von 1,1 cm, so dass er nicht auf den zartesten Damenfinger passt. Wegen der Bedeutung dieser spiralig ge-



wundenen Goldringe möchte ich auf den gelehrten, ausserordentlich scharfsinnigen und inhaltreichen „Spiralringe“ benannten Artikel, den Herr Dr. Olshausen in den Verhandlungen der Berliner Anthropologischen Gesellschaft Jahrgang 1886, S. 433–497 veröffentlicht hat, insbesondere auf S. 479, wo Analoges abgebildet ist, hiermit verweisen.

Ich halte diese Goldringe für Einfuhr-Artikel, die in sehr alte Zeit zurückreichen, teilweise älter als Bronze-, ja sogar Kupfer-Importe, also einige sogar noch an die jüngste neolithische Zeit streifend, andererseits haben sie sich in der Bronzezeit erhalten und ersehe ich keinen Grund, den Wustermarker Goldring für älter als die dazu gehörigen Erzringe zu halten. Der Wustermarker Ring hat, wie erwähnt, seiner Kleinheit wegen niemals als eigentlicher Ring getragen werden können. Hätte man ihn aber gewaltsam aufgebogen, so wäre die zierlich gebogene ursprüngliche Figur, die aus der Abbildung hervorgeht, vernichtet worden; man mag den Ring also vielleicht als Schmuckstück an einer Schur getragen haben, wie das z. B. bei Siegelringen seit Alters her im Orient wie Occident üblich ist.

Die Bronzeringe haben noch ihre Besonderheiten. Der Ring oben rechts ist am weitesten offen, die Enden sind leicht aufgeworfen. Bei dem Ring oben links verjüngen sich die Enden ohne Aufwulstung, sie sind mit parallelen Ringen gekerbt und völlig geschlossen. Der Ring unten rechts ist dem obern rechts durchaus verwandt, er ist mehrfach mit Ringen gekerbt. Der Ring unten links ähnelt dem Ring oben links, er ist aber nicht geschlossen, vielmehr die Durchbruchsstelle angedeutet, neben welcher sich wiederum parallele seichte Ring-Kerben befinden. Alle 4 Ringe sind massiv. Der Ring unten links unterscheidet sich von den drei übrigen dadurch, dass er, wie ersichtlich, drei Durchbohrungen hat. Die zwölf kleinen Ringe sind je zweimal durchbohrt, durch die Durchbohrungen ist Bronzedraht gezogen, der bei den meisten Ringen noch erkennbar, bei dem Trio unten rechts sehr deutlich erkennbar ist. Ich nehme an, dass die Durchbohrung geschah, um die Ringe in Päckchen verteilt für den händlerischen Vertrieb bereit zu halten. Man hat dies wohl auch bei den grossen Ringen gethan, ich vermute nämlich, dass die ähnlichen Löcher des Ringes unten links auch bei anderen Ringen der Art vorgekommen und dass solche Ringe mittels Schnur oder Draht ebenfalls behufs bequemerer Verpackung in Bündel vereinigt worden sind. Eine andere Deutung der Durchbohrungen ist die, dass mehrere der durchbohrten Ringe, um eine bessere Lage am Körper bzw. eine bessere Wirkung zu erzielen, zu je drei zusammengefasst wurden.

Am 16. November 1902 geleitete mich Herr Hornemann mit mehreren Pflugschaftsmitgliedern des Märkischen Museums in seinem Fuhrwerk nach der Fundstelle. Diese liegt etwa, auf den Fahrwegen gemessen,

3200 m vom Südende der Hauptstrasse von Wustermark. Man passiert westlich nach ca. 1700 m das Fliess, welches nördlich von Wernitz aus der Pelster-Laake entspringt, bei den Dörfern Wernitz und Hoppenrade vorbeifliesst und sich mit dem aus dem Bredower Loch kommenden, Dyrotz von Wustermark trennenden Schöppen-Graben südlich von Hoppenrade verbindet, um zwischen Buchow und Carpzwow hindurch fliessend, mit dem Priorter-Graben in den Wublitz-See einzumünden.

Wir fahren auf der kahlen Hochfläche westlich weiter und biegen rechts, also nördlich, in einen Feldweg ein, der nahe den beiden Schulzenpfehlen endigt, die früher ein Ganzes bildeten. In der Mitte zwischen diesem Schulzenpfehlweg und der Landstrasse nach dem Thürow-Berg gingen wir auf dem Acker des Herrn Hornemann noch etwa 400 m und waren dann an der Fundstelle, die Herr Hornemann mit einem Zeichen markiert hatte, sonst hätte er diese selbst nicht wieder gefunden. Denn keine Erhöhung, kein Stein, Baum, keine Vertiefung oder Wasserloch bietet irgend ein sinnfälliges Merkmal und der Fund würde noch ungezählte Jahre ungehoben geruht haben wenn der Besitzer nicht ganz zufällig tiefer als sonst gepflügt. Dabei stiess die Pflugschaar etwa 30 cm unter Terrain auf die Metallsachen. Dieselben sind augenscheinlich, wie aus der Zusammenpackung erhellt, in einem vergänglichen Stoff (Sack, Beutel, Holzkasten oder dergl.) verpackt gewesen, von dem sich sowie von sonstigen Merkmalen im Boden nichts erhalten hat. Es ist oberer diluvialer Sandmergel, wie er in der Gegend vielfach verbreitet, recht ausgiebigen Getreideboden vorhält. Ist das Gelände etwa mit Heidekraut bestanden gewesen, so lässt sich denken, dass der Hinterleger des Schatzes eine Heidekrautsode oder Rasensode ausgestochen, in die Höhlung die Erzgegenstände gelegt und dann das Sodenstück wieder sorgfältig eingepasst hat. Auf solche Weise konnte der Schatz allerdings wie der Fall lehrt, auf viele Jahrhunderte sicher versteckt ruhen.

XXIb. Der Hornemannsche Burgwall in Wustermark. Ein merkwürdiger Zufall ist es, dass derselbe um die Pflege der Altertumskunde verdiente Besitzer in Wustermark selbst einen Burgwall besitzt, in den das Gehöft gewissermassen hinein gebaut ist. Es liegt östlich der Kirche. Man passiert bei der Einfahrt in den Hof den aus verschiedenem Material, Erde, Sandmergel, Wiesenmergel und Moor angeschütteten durchschnittenen Wall, der stellenweis noch bis 2 m hoch ist. Links hinten liegen Wohn- und Wirtschaftsgebäude, bei deren Erbauung schon die Vorfahren des Herrn Hornemann allerhand geplatze Steine, Aschen- und Kohlen-Stellen, grobe Scherben und dergl. gefunden haben. Wir stellten den gleichen Befund am 16. v. M. fest und entnahmen namentlich rechts auf einem Gartenstück, insbesondere da, wo der Boden geschwärzt war, viele Gefässtrümmer aus grober mit Steinbischen gemengter Masse, einige mit den charakterischen wendischen Verzierungen.

Die Funde sind ebenfalls dem Märkischen Museum einverleibt. Die Burgwallstelle war schon seit Ledeburs Zeiten bekannt und ist schon von Liebhabern gelegentlich besucht worden. Hinten grenzt der Wall, jetzt freilich fast eingeebnet, an die Niederung, welche von dem vorerwähnten Schöppengraben durchflossen wird. Hier sind gelegentlich Hirschgeweihreste und sonstige Wildreste, aber keine Scherben gefunden. Nach der Dorfstrasse zu hatte der Burgwall — diesen Namen führt die Örtlichkeit ausdrücklich im Volksmunde — wahrscheinlich auch einen Graben, der aber aus Verkehrsrücksichten zugeschüttet ist. Übrigens lagen im Garten auch von den bekannten hartgebrannten grauschwarzen christlich mittelalterlichen Gefässscherben verschiedene herum, so dass anzunehmen, der Burgwall sei bereits im Mittelalter in die neue deutsche Besiedlung mit einbezogen worden.

#### D. Photographien und sonstige Bilder.

XXII. Herr Robert Mielke, u. M. legte 11 Photographien vor:

a) 2 von Grabsteinen der Familie von Hünecke an der Kirchhofsmauer zu Satzkorn, Kreis Ost-Havelland 16. Nov. 1902.

b) 4 Photographien aus dem Dorf Ragösen bei Belzig, Kreis Zauch-Belzig, woselbst u. M. Herr Backhaus Pfarrer ist: Die breite Dorfstrasse, die gotische Feldsteinkirche, märkisches Dielenhaus, Bauernhaus. Pflugschaftsfahrt des Märkischen Museums vom 9. Nov. 1902.

c) Fränkisches Haus in Fredersdorf bei Belzig.

d) die schöne hügelige Waldeinsamkeit genannt „das Paradies“, wo unter einer riesigen Buche mitunter Waldgottesdienst abgehalten wird. In Dippmannsdorf bei Belzig. 9. Nov. 1902.

e) Das Forellen-Fliess in der Briesener Forst bei Ragösen, Kreis Zauch-Belzig, welches über einen gewaltigen Findlingsblock stürzend einen kleinen Wasserfall bildet. Wir messen die Dimensionen dieses Riesensteins bei unserer Pflugschaftsfahrt am 9. v. M. mit 2 m Breite und  $3\frac{1}{2}$  m Länge. Der Block ist aber gewiss noch erheblich breiter, da er beiderseits noch tief im Boden steckt und das beständig wühlende Wasser ihn bislang an keiner Stelle völlig bloss gelegt hat.

f) Kirche zu Falkenrehde, Kreis Ost-Havelland. 16. Nov. 1902.

g) Dorf Uetz an der Wublitz, Kreis Ost-Havelland. 16. Nov. 1902.

XXIII. U. M. Herr Hermann Maurer:

a) Photographie der zu XXIIa genannten Grabsteine; 16. Nov. 1902.

b) Das Innere der Septarienthongrube bei Lübars, Kreis Nieder-Barnim. Museums-Excursion vom 21. August 1902.

c.) Der Teich (ehemalige Septarienthongrube) bei Hermsdorf, Kreis Nieder-Barnim. Im Hintergrunde liegt die letzte Berliner Gondel, welche zwischen den Zelten und der Moabiter Brücke unter Drehorgelmusik fuhr, etwa von 1870. Dieselbe ist verankert und mit

einer Art Vergnügungspavillon in der Mitte überbaut. Museums-Pflegschaftsfahrt vom 21. August 1902.

XXIV. Herr Pastor Zahn-Tangermünde der gelehrte Schriftführer unsers Nachbarn, des Altmärkischen Geschichts- und Altertumsvereins legt 3 kleine und 8 grosse Photographien, sowie 10 von der geschickten Hand seiner Tochter gefertigte Handzeichnungen ehrwürdiger altmärkischer Kirchen vor, die für uns Märker wegen der nahen kirchen- und überhaupt kulturgeschichtlichen Beziehungen der Altmarkt zur jetzigen Mark Brandenburg im engern Sinne von grosser Bedeutung sind. Hoffentlich wird es uns gestattet sein, wenigstens einige dieser vortrefflichen Abbildungen bei späterer Gelegenheit zu benutzen.

Demnächst ergriff Herr Professor Dr. Otto Pniower das Wort zu folgender Mitteilung.

XXV. „Aus der Geschichte Schmargendorfs. Ein Beitrag zur Geschichte des Kreises Teltow“ ist die Schrift betitelt, die ich Ihnen heute vorlege. Sie hat Dr. Willy Spatz zum Verfasser, der vor drei Jahren in ähnlicher Weise die Geschichte unserer Nachbarstadt Schöneberg behandelt hat. Es ist bezeichnend, dass er seine Arbeit „Aus der Geschichte Schmargendorfs“ benennt und ihr noch den erwähnten Untertitel gibt. Es geschieht, weil zu einer monographischen, lückenlos fortschreitenden Behandlung der Aufgabe das Material nicht ausreicht und weil die Armut an Stoff so gross ist, dass selbst diese sprunghafte Darstellung ohne tiefere Blicke auf die benachbarten Gemeinden und den Kreis, zu dem Schmargendorf gehört, nicht auskommen kann. Der Ort ist zu klein, als dass sich in ihm grosse geschichtliche Ereignisse hätten abspielen können, und für jene stille, gleichsam im Rücken der Staatsaktionen sich vollziehende historische Entwicklung gebracht es uns an Überlieferung. Um so grösser ist das Verdienst des Verfassers, dem es gelungen ist, in ansprechender Form einen Abriss der Geschichte Schmargendorfs zu geben.

In zwölf Abschnitte gliedert er den Stoff und führt uns von der dunklen vorgeschichtlichen Zeit bis in die unmittelbare Gegenwart.

Wir erfahren, dass Marggrevendorp — so lautete der Name des Ortes bis ins 16. Jahrhundert. Die Verderbnis und Entstellung in Schmargendorf ist zwischen 1375 und 1567 eingetreten. Denn im Landbuch Karls IV. heisst die Ortschaft wie in den älteren Urkunden noch Marggrevendorp, hochdeutsch Markgrafendorf. Erst eine Urkunde vom Jahre 1567 spricht von Schmargendorf. Wir erfahren also, dass der Ort um die Wende des 12. Jahrhunderts angelegt ist (S. 6). Interessant und klar schildert Spatz, wie im 13. Jahrhundert die Gründung eines deutschen Dorfes in unserer Gegend erfolgte. Wir besitzen darüber keine unmittelbaren Nachrichten. Doch kann man mit Hilfe der Analogie, die uns zahlreiche schlesische und magdeburgische Urkunden an

die Hand geben, zu einer richtigen Vorstellung gelangen. Die Besiedelung des Teltow vollzog sich infolge der für die Kolonisten günstigen Bedingungen so rasch, dass bereits im 14. Jahrhundert dieses „weite, dünn bevölkerte Sumpf- und Heideland mit den vielen Seen, Fennen und Sandschollen, den Laub- und Kieferwäldungen, den vielarmigen, wasserreichen, oft die Ufer übertretenden Flüssen“ vollkommen germanisiert war.

Die älteste Schmargendorfer Urkunde ist vom 17. Februar 1354 datiert, die zweite stammt aus dem Jahre 1370. In jener überlässt der Markgraf Ludwig, der Römer, dem Berliner Bürger Merkelin Pletner die Bede d. h. die von den Bauern ständig zu entrichtende jährliche Abgabe, das oberste Gericht, d. h. die Befugnis, Recht zu sprechen und den Wagendienst, worunter die Verpflichtung der Bauern, einen Wagen zu stellen, zu verstehen ist. Diese drei Gerechtsamen bedeuteten erhebliche Einnahmen, da infolge der nach deutschem Recht üblichen hohen Strafgeelder die Jurisdiktion recht einträglich war, und da die Verpflichtung der Bauern, Wagen zu stellen, damals schon in Ackerfronden bzw. Dienstgeld umgewandelt war.

Aber Merkelin Pletner blieb nicht lange im Besitze dieser Rechte.

Die zweite Urkunde vom Jahre 1370 überträgt sie dem zu Ehren der Heiligen Johannes, Siegismund und Hugbert und der heiligen Jungfrauen Katharina Barbara und Dorothea gestifteten Altar in der Marienkirche in Berlin. Wie der Verfasser zur Erläuterung dieser Tatsache bemerkt, waren derartige Schenkungen an Altäre in dieser Zeit etwas ganz Gebräuchliches.

Das i. J. 1375 von Karl IV., dem damaligen Markgrafen von Brandenburg, angelegte Landbuch enthält über „Marggrevendorp“ folgende Angaben: es hat 42 Hufen; der Pfarrer hat zwei und Henning Wilmerstorp hat 11 Hufen zusammen. Von dem Altar in der Marienkirche heisst es, er hat Pacht und Zins von 20 Hufen, die Bede von 26 Hufen nebst Gewicht und Wagendienst. „Den Rittern Lamcke Falckner und Ruloff Wilmstorff gehören bedeutendere Abgaben, dem Bürger Ryke in Berlin und der Frau Bartholomäi in Mittenwalde geringere Hebungen. Die elf Kossäten in Schmargendorf haben jährlich einen Schilling und ein Huhn, der Krug hat jährlich 14 Schillinge zu zahlen“ (S. 11).

Spatz, der an alle wichtigeren Momente gute Reflexionen knüpft, bemerkt zu diesen Mitteilungen, wie sehr in unserer Mark im 14. Jahrhundert der ritterschaftliche Besitz gegen den der Kirche und der Patrizier noch zurücktritt, und wie erst das 15. und 16. Jahrhundert eine Umgestaltung bewirken. In dieser Zeit sucht sich der Adel auf dem platten Lande fest und ständig niederzulassen und die zerstreut liegenden Hufen, Rechte und Einkünfte nach Möglichkeit zu vereinigen und zu vergrössern. So gelangte auch Schmargendorf, wie Dahlem, Steglitz, Klein-Machnow und

viele andere Dörfer des Teltow in den ausschliesslichen Besitz einer einzigen adeligen Familie: der Wilmersdorfs. Ein Mitglied von ihr wird schon im 12. Jahrhundert, in einer Urkunde Albrechts des Bären vom Jahre 1155 genannt, andere werden im 14. erwähnt. Im fünfzehnten und sechzehnten fassen sie Fuss in Schmargendorf, dessen eine Hälfte gegen Ende des 15. Jahrhunderts mit Ober- und Niedergericht, Pächten und Diensten der Familie Schlegel verkauft wurde und ihr zwei Generationen hindurch gehörte. Im Jahre 1567 fiel sie wieder an die Wilmersdorfs zurück, wie die am Martinstage dieses Jahres ausgestellte Urkunde bezeugt. Die andere Hälfte erhalten die Brüder Hans und Henning v. Wilmersdorf erst im Jahre 1610. Sie war inzwischen im Besitze einer Familie Vorhauer und eines sonst unbekanntes Mannes Hypolitus de Mondino gewesen.

Der sechste Abschnitt beschäftigt sich ausschliesslich mit einem Mitglied dieser Familie Wilmersdorf, das in der brandenburgischen Geschichte bemerkenswert hervorgetreten ist: Hans von Wilmersdorf. Er stand in kurfürstlichen Diensten und war Hauptmann der Ämter Mühlenhof und Mühlenbeck. Oft war er kurfürstlicher Gesandter und als solcher wiederholt bei Wallenstein, Tilly und anderen Generalen, deren Truppen in unserem armen Lande hausten. Die Rolle, die er zu spielen hatte, war freilich nicht beneidenswert. Ihm fiel während des dreissigjährigen Krieges, wie der Verfasser sagt, die entsagungsvolle Aufgabe zu, durch dringende Vorstellungen bei den Heerführern die Mark vor weiterem Kriegsschaden zu bewahren und durch sein diplomatisches Geschick die Schwächen der Politik seines Herren auszugleichen. Nicht ohne Beschämung und Mitleid liest man, welchen Demütigungen er ausgesetzt war, wie ohnmächtig er als Vertreter eines schwachen Landes der Gewalt gegenüberstand.

Unter dem dreissigjährigen Kriege, dessen verheerende Wirkungen in der Mark schon oft hervorgehoben sind, hat auch Schmargendorf ungeheuer zu leiden gehabt. Um 1650 ist nur noch ein einziger aus dem Ort gebürtiger Bauer vorhanden, der Schulze Liberius Pahne (S. 32). 1652 nennt der Landreiter, der auf Befehl des Kurfürsten Friedrich Wilhelm Erhebungen „über die Manschaften im Teltowschen Kraysse“ anzustellen hat, als Bewohner des Ortes neben dem erwähnten Schulze noch vier zugezogene Bauern (S. 37). Und selbst im Jahre 1707 sind in dem Dorf nach einem wirtschaftlichen Aufschwung erst vier Bauern, zwei Kossäten und ein Hirt ansässig (S. 40). In einer vom Verfasser oft zitierten, im Geheimen Staatsarchiv aufbewahrten Denkschrift der Teltowischen Ritterschaft vom Januar 1641 wird uns ein ergreifendes Bild von den durch den Krieg herbeigeführten Zuständen in dem Kreise und von der verzweifelten Lage seiner Bewohner entworfen.

Es würde zu weit führen, dem Verfasser auch für die spätere Zeit

in alle Einzelheiten zu folgen. Ich begnüge mich nur noch die Hauptmomente kurz hervorzuheben und verweise im übrigen auf die wohlgegliederte und übersichtliche Schrift selbst.

Im Jahre 1791 stand das Wilmersdorfsche Haus auf zwei Augen. Friedrich Wilhelm II. benutzte diesen Umstand, um dem Minister v. Carmer zum Dank für seine Verdienste um das Zustandekommen des Allgemeinen Preussischen Landrechts die Antwortschaft auf seine Güter und Mitbelehrung zu erteilen. Der letzte von Wilmersdorf focht jedoch das Recht des Königs an und führte seinen Protest in drei Instanzen siegreich durch. 1799 kaufte der Graf Friedrich Heinrich von Podewils auf Gusow für 60 000 Thaler Schmargendorf nebst Dahlem mit allen Pertinenzien und Rechten. Er starb aber schon 1804 und von seinen Erben kaufte es der bekannte Kabinettsrat Friedrich Wilhelms III. Carl Friedrich Beyme für 80 000 Thaler. Dieselbe Humanität, die er in der Staatsverwaltung bewies, betätigte er auch seinen Schmargendorfer Untertanen gegenüber, denen er ein wohlwollender, milder Herr war. Nach seinem Tode im Jahre 1838 trat seine Tochter, die Gemahlin des Landrats v. Gerlach auf Steglitz, den Besitz der väterlichen Güter an. Doch schon kurze Zeit darauf ging Schmargendorf durch Kauf in den Besitz des Staates über und wurde zusammen mit Steglitz und Dahlem dem Königlichen Finanzministerium unterstellt. Grosse Schwierigkeiten verursachte die durch die Stein-Hardenbergsche Gesetzgebung notwendig gewordene, seit langem vorbereitete Umwandlung des lassitischen Besitzes in freie Bauerngüter. Erst 1856 war das Werk beendet. Erst da wurden die zehn Hofwirte, die Schmargendorf besass, freie Bauern mit einem aus zusammenhängenden Morgen bestehenden Besitz an Ackerland, das ihnen zur ausschliesslichen, servitutfreien Benutzung überlassen wurde. Erst da standen die Schmargendorfer Bauern in wirtschaftlicher Beziehung vollkommen auf eigenen Füßen.

Der letzte Abschnitt behandelt die moderne Entwicklung des Ortes zu einem Gemeinwesen von nun überwiegend städtischem Charakter.

Der hübsch ausgestatteten Schrift sind neben Reproduktionen alter Porträts und Grabdenkmäler von Mitgliedern der Familie Wilmersdorf und einer Abbildung des heutigen stattlichen Rathauses von Schmargendorf Faksimiles der Urkunde vom Jahre 1370 und eines Schreibens Wallensteins an den stellvertretenden Markgrafen Sigismund vom 22. September 1628 beigegeben. Dieses letztgenannte ist durch eine eigenhändige Randnotiz des Feldherren bemerkenswert.

#### XXVI. Herr Kustos Buchholz:

1. Das von Herrn Stadtbaurat Ludwig Hoffmann in einem ersten Bande herausgegebene grosse Architektur-Werk „Neubauten der Stadt Berlin“ ist hier zur Ansicht ausgelegt. Es enthält die unter der Leitung des Herausgebers entworfenen und bis dahin bereits fertig

gestellten Gebäude der Stadt Berlin in Grundriss, den verschiedenen Front-, Seiten- und Innen-Ansichten und den reichen künstlerischen Details, nebst einem erläuternden Text. Auf den 50 imp. fol. Blättern sind dargestellt: das Kinderasyl in der Kürassierstrasse, das Volksbad in der Bärwaldstrasse, das Strassenreinigungsdepot im Köllnischen Park, die Feuerwache in der Fischerstrasse, das Standesamt auf der Fischerbrücke und die drei Gemeindeschulen in der Oderbergerstrasse, Dunckerstrasse und Grenzstrasse.

2. Von dem ehemals „kurfürstlichen Wildgarten“, der späteren „Hasenheide“, die sich bis an die Schlächterwiese, also bis an die heutige Urbanstrasse, erstreckte, waren zu Anfang des 19. Jahrhunderts 13 nördlich vom Wege durch die Hasenheide gelegene Waldparzellen in Erbpacht aufgegeben worden, auf denen einfache Landhäuser als Berliner Sommerwohnungen errichtet wurden. Diese Landhäuser wurden von den 1830er Jahren an meistens zu Kaffeehäusern mit der Signatur: „Hier können Familien Kaffee kochen“ umgewandelt und in ihnen und ihren Gärten spielte sich ein gut Teil der bescheidenen Berliner Sonntags-Vergnügungen ab. Nach und nach wurden sie infolge der weiteren Entwicklung Berlins verdrängt; zuerst durch Anlage grosser Bier- und Vergnügungs-Lokale, zuletzt durch die Bauspekulation, die den Grund und Boden zu Mietshäusern besser verwertet.

Von jenen charakteristischen Kaffeehäusern sind jetzt nur noch 2 vorhanden, deren Tage wohl auch gezählt sein dürften und die deshalb seitens des Märkischen Museums im Bilde fixiert worden sind. Neben diesen beiden Bildern lege ich noch einige andere Ansichten aus der Hasenheide vor.

3. Wie in der Hasenheide und in den meisten andern Berliner Stadtgegenden zwischen Entstehen und Vergehen, Erbauen und Wiederabbrechen der Häuser neuerdings immer ein Zeitraum von nur wenigen Jahrzehnten zu liegen pflegt, so auch im äussersten Norden der Hauptstadt.

Ein einfacher Landweg, der auf der westlichen Seite der Panke vom Gesundbrunnen nach Schönholz führte, war ebenfalls erst vor kaum 100 Jahren von Kolonisten mit schlichten Wohnhäusern bebaut worden und erhielt in den 1830er Jahren deshalb den Namen „Koloniestrasse“. Wie sich die damals weit ausserhalb Berlins gelegene Gegend nach der Mitte des 19. Jahrhunderts umgewandelt hat, namentlich, als gewisse gewerbliche Unternehmungen im Zentrum der Hauptstadt nicht mehr geduldet wurden und sich zum Teil dorthin an die Panke zogen, ersehen Sie aus diesen, 1896 und 1902 aufgenommenen Bildern. Insbesondere erscheint darauf die Hegermannsche Lederfabrik und Färberei, mit dem unmittelbar neben der Panke ausgegrabenen grossen Spülbassin „Sudelei“ genannt und mit den meistens aus Talg, Fett, Schmutz und

Chausseestaub bestehenden Bergen von Schmutzmassen, die nach und nach durch Aufschütten der aus den Fellen herausgespülten und dann aus der „Sudelei“ herausgeholtten Ablagerungen entstanden sind. Die beginnende Bebauung der dort projektierten Stockholmer Strasse wird diesem eigentümlichen, nichts weniger als idyllischen Landschaftsbilde bald ein Ende machen und die Gegend den übrigen Wohnbezirken des Nordens gleich gestalten.

4. Inzwischen ist auch aus Wien eine Photographie der Historischen Fischerei-Gruppe eingegangen, die das Märkische Provinzial-Museum auf der Internationalen Fischerei-Ausstellung zu Wien im September dieses Jahres infolge einer Aufforderung des deutschen und des Brandenburgischen Fischerei-Vereins veranstaltet hatte. Die Photographie bringt leider den wichtigsten mehr wissenschaftlichen Teil der Ausstellung nicht zur Ansicht, weil der betreffende Glassehrank nicht aus der Front, sondern von der Seite gefasst ist. Weder Österreich, noch die andern beteiligten Staaten, hatten eine solche im Programm besonders vorgesehene Gruppe zusammengebracht, so dass Deutschland allein damit durch das Märkische Museum und wenige, von letzterem mitaufgenommene Vereine vertreten war. Es ist schon bekannt, dass das Märkische Museum dafür einen „ersten Aussteller-Preis“ und der Herr Direktions-Vorsitzende, sowie der Kustos, Mitarbeiter-Preise erhielten.

XXVII. Die geschichtlichen Notizen, welche Herr Dr. Albrecht über Lieberose gab, hoffen wir in erweiterter Form später bringen zu können.

XXVIII. Herr Archivar Dr. Georg Schuster: Die Herzogin Dorothea von Preussen. Der Vortrag wird in einem der nächsten Hefte als besonderer Aufsatz erscheinen.

XXIX. Nach dem Schluss der Sitzung zwangloses Zusammensein im Restaurant Sterzer, Potsdamer Strasse 13.

---

## Kleine Mitteilungen.

---

Nochmals Mutter Meyern und etwas mehr. Trivialitäten, wird Mancher zu sagen versucht sein. Dergleichen will mit Humor erzählt sein, um erträglich gefunden zu werden. Überdies kann nicht erwartet werden, dass Klio, die ernste Muse der Geschichte, sich herablassen werde, den „Kleinen Mitteilungen“ der „Brandenburgia“ zu präsidieren. Dazu bedarf es anderer Einflüsterungen, wie sie, leichter geschürzt, sich gern in den Dienst